MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80846-5

AUTHOR:

EICHINGER, P. F.

TITLE:

CHARITEN VON ORCHOMENOS

PLACE:

AUGSBURG

DATE:

1892

Master Negative #

92-80846-5

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

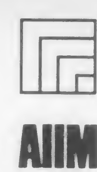
Dissertation

Eichinger, P Ferdinand
Die chariten von Orchomenos
Augsburg 1892

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 10/1/93 INITIALS BAP
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

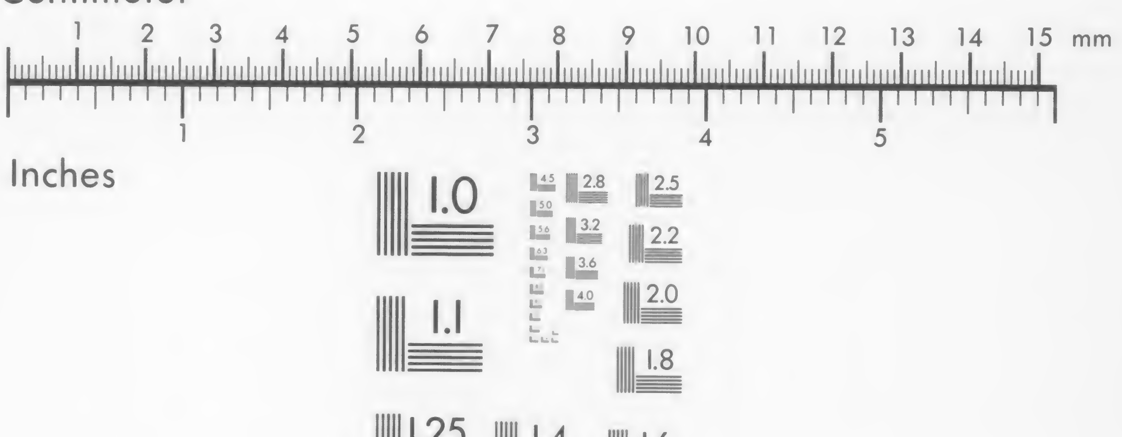


AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Die Chariten von Orchomenos.

Programm

des

kgl. humanistischen Gymnasiums St. Stephan

in

Augsburg

zum Schlusse des Schuljahres 1891/92

verfaßt

von

P. Ferdinand Eichinger.

Augsburg.
Druck von Ph. J. Pfeiffer.
1892.

Inhalt.

Wenn ich es unternehme, über die Charis oder wie das lateinische Wort für diesen Begriff lautet, über die Grazie zu schreiben, so führt mich dieses Vorhaben zunächst zur Behandlung eines anziehenden Stückes althellenischer Religion, des Charitenkultes, der am frühesten bei den Minyern geübt wurde, bei jenem mächtigen Volke, welches in vordorischer Zeit eine herrschende Stellung in Griechenland einnahm und durch seine kühnen Unternehmungen zur See, insbesondere durch die Argonautenfahrt, eine hohe Berühmtheit erlangte. Für die spätere Zeit sodann, wo die Charitenverehrung auch bei allen übrigen hellenischen Stämmen sich eingebürgert hatte, bietet uns die griechische Poesie eine reiche Fülle einladenden Stoffes für unsere Arbeit, indem die Chariten damals neben Apollo und neben den Musen zu erklärten Schutzgeistern der Dichtkunst geworden waren und in solcher Eigenschaft von hervorragenden Dichtern, namentlich von Pindar, häufig und mit Auszeichnung genannt werden. Bei Erklärung der diesbezüglichen Stellen ergibt sich dann auch Gelegenheit, den Begriff, welchen sich das classische Griechentum von der Charis gebildet hat, zu einer Erläuterung des Gedankeninhalts zu benützen, der in unserem Worte Grazie gelegen ist; denn so bekannt auch im allgemeinen der Sinn dieses Wortes ist, so hat doch seine genaue Erklärung Schwierigkeiten, welche wohl ein Zurückgehen auf die ersten Anfänge rechtfertigen, aus denen dieser Begriff entstanden ist; eingedenk also des xenophontischen Spruches, daß der Besitz eines schönen Wortes nicht viel Wert hat, wohl aber der Besitz richtiger und guter Gedanken, die sich damit verbinden, will ich in diesem Schriftchen auch etwas zum Verständnis des vielgehörten Ausdrucks Grazie beizutragen suchen.

I.

Der lateinische Name Grazie, uns bei weitem vertrauter als die griechische Benennung Charis, könnte manchen auf die Vermutung bringen, die Heimat der Grazie sei wohl eher in Italien als in Griechenland zu suchen. Demgegenüber müssen wir zuerst feststellen, auf welchem Boden sich unsere Untersuchung zu bewegen hat, und deshalb ist es nötig, ein Kapitel über die eigentliche Geburtsstätte des Charitendienstes, über die Landschaft Orchomenos am Kopaissee in Böotien, vorauszuschicken. Dorthin weisen uns nämlich die übereinstimmenden Angaben, welche die griechischen Schriftsteller über Alter, Entstehung und Ansehen dieses Kultes machen; vor allem verdanken wir in dieser Hinsicht dem Geographen Strabo und dem Reiseführer Pausanias eingehende Nachrichten; bei Besprechung der Gegend von Orchomenos erzählen sie uns ausführlich von dem berühmten Minyerstamm, der dort ein blühendes Reich aufgerichtet hatte, und von seinem uralten Nationalheiligtum, dem großen Charitentempel, welcher in sagenhafter Vorzeit gegründet, noch unter der römischen Kaiserherrschaft, da ihn Pausanias und Strabo sahen, in höchsten Ehren gehalten wurde. Auch sonst geschieht in der griechischen Litteratur an zahlreichen Stellen der Thatsache Erwähnung, daß der allgemein bekannte und beliebte Dienst der Chariten seine eigentliche Heimstätte im minyeischen Orchomenos hatte; selbst Herodot, demzufolge fast alle bei den Griechen verehrten Gottheiten aus Ägypten herübergenommen sein sollen, macht doch für die Chariten eine Ausnahme und läßt sie für echt hellenisch gelten [1]). Das blieben sie denn auch, als ihr Name ins Lateinische übersetzt nach Italien verpflanzt wurde; die Grazien waren den Römern immer völlig fremde, vom Ausland eingeführte Wesen, denen kaum von dem einen oder andern gelehrten lateinischen Schriftsteller, wie von Horaz oder Seneka, einmal flüchtige Beachtung geschenkt wird. Das griechische Volk ist es gewesen, das mit feinem Gefühl die Grazie als eine hervorragende Eigenschaft des menschlichen Denkens und Thuns zuerst beobachtete und wie eine Gottheit mit Tempeln und Altären ehrte, ganz nach seiner Gepflogenheit, in der es alle die großartigen, der Natur und dem Menschen anerschaffenen Züge des göttlichen Urbildes selbst zum Range von Gottheiten zu erheben und anzubeten liebte. Wollen wir also die Grazie auf dem Schauplatz ihres ursprünglichsten Wirkens aufsuchen, so müssen wir uns im Geiste ins hellenische Land hinüberversetzen nach der Stadt Orchomenos hin, wo noch heutzutage große Trümmermassen von dem alten Charitentempel liegen und Zeugnis davon geben, daß dieses Heiligtum einstmals der reichste und glänzendste Schmuck der ganzen Gegend gewesen ist. Da ferner ein enger Zusammenhang besteht zwischen der Natur des Landes und Volkes, welches den Chariten am meisten ergeben war, und zwischen der Natur der Chariten selbst, so müssen wir auch aus diesem Grunde hier das Nötige einfügen über die Beschaffenheit des orchomenischen Landes und über seine ältesten Bewohner, die Minyer; über letztere ist uns in den Sagen und Überlieferungen des Altertums so viel erhalten, daß der berühmte philologische Forscher Otfried Müller in seinem Buche „Orchomenos und die Minyer" daraus ein anschauliches Bild von den religiösen Vorstellungen und den politischen Schicksalen dieses merkwürdigen Stammes entwerfen konnte. Ihm folgen wir in unserer Darstellung der Religion und Geschichte der Minyer sowie auch in den Angaben über die örtlichen Verhältnisse des von ihnen bewohnten Gebietes, soweit dieselben nicht nach den Erkundigungen späterer Reisender zu berichtigen sind, besonders nach denen Schliemanns, der vor etwa einem Jahrzehnt seine Aufmerksamkeit auch dieser Gegend zugewendet und über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in der Schrift „Orchomenos" Bericht erstattet hat.

[1]) Herodot II, 50.

Das Land Böotien zerfällt in einen südlichen Teil mit der Hauptstadt Theben und in einen nördlichen, dessen bedeutendste Stadt Orchomenos war. Die beiden Hälften sind getrennt durch

das Phönikion, eine felsige steile Hügelkette, die zwischen dem südlich gelegenen kleinen See Hylike und dem nach Norden gestreckten großen Kopaissee aufsteigt. Der höchste Punkt, zu dem sich das Phönikion dicht neben der von Theben herführenden Straße erhebt, ist das Sphinggion [1]), so genannt nach der thebanischen Sphinx, welche dort auf die Wanderer lauernd ihr Unwesen trieb. Ganz Nordböotien sieht man von diesem Bergrücken aus vor sich als eine große Fläche hingelagert zwischen einen weit ausgedehnten, rings geschlossenen Wall von Gebirgen; die tiefer liegende rechte Seite dieses Beckens nimmt der Kopaissee ein, links steigt bis an den Fuß der Berge hin eine zehn Stunden lange fruchtbare Ebene an, welcher an Größe und Ergiebigkeit keine andere mehr weder in Mittelgriechenland noch im Peloponnes gleichkommt; hunderte von Dörfern, dazu die Städte Onchestos, Haliartos, Koronea, Lebadea, Chäronea, Orchomenos, umkränzten im Altertum die Ufer des Sees; bis zu einer bedeutenden Höhe waren auch die umliegenden Gebirge angepflanzt und bewohnt.

Unter diesen Gebirgen nun ist zuerst der Helikon zu nennen, der sich fast unmittelbar an das Phönikion anschließt; auf seinen Vorbergen liegt der Ort Askra, wo Hesiod geboren ward und sein väterliches Gütchen bebaute; an den waldigen Abhängen des Helikon, die hinter Askra aufsteigen, hütete er seine Schafherde und empfing von den Musen, die dort in den Sommernächten um den Quell Hippokrene tanzend die Thäler mit ihrem Gesang erfüllen, die Weihe zum Dichter. Nach dem Helikon folgt der mächtige Gebirgsstock des Parnaß; seine rauhen Höhen überschreitet die große Heerstraße von Athen nach Delphi, welche die jährlichen Festzüge und Gesandtschaften auf ihrer Fahrt zum Apollotempel zu benützen pflegten; sie überstiegen das Gebirg von Böotien her entweder bei der Stadt Ambryssos oder bei der Festung Daulis; beide Verzweigungen der Straße vereinigen sich wieder auf halber Höhe des Parnaß in dem bekannten Dreiweg, wo Ödipus seinem Vater Laios begegnete. Gegen die Bucht von Delphi zu stürzt der Parnaß steil ab und dicht unter seinen senkrechten Felsen lag

[1]) oder Phikion.

die Stadt und das Heiligtum des pythischen Apollo. Von einer ähnlichen Bergmauer wie im Westen ist das nördliche Böotien auf der östlichen Seite eingefaßt; da ist es das Ptoon, ein unwirtliches Kalkgebirge, welches vom Phönikion ausgehend und meist hart an den Kopaissee herantretend, ihn seiner ganzen Länge nach begleitet und vom euböischen Meerbusen absperrt; sein Rücken ist öde und trägt keine größeren Ortschaften; sein Inneres ist durchsetzt von unterirdischen Gängen und Höhlungen, insbesondere birgt es in sich die Katavothren, Kanäle, welche den Wasserstand der Kopais auf gleicher Höhe hielten und gefährliche Überschwemmungen verhüteten. Dem Ptoon hinwiederum kommen in seinem nördlichsten Teile die phokischen Berge entgegen; auf ihrem südlichsten Ausläufer, den sie am weitesten gegen den See hin vorschicken, auf dem Hügel Hyphanteion, war die Burg von Orchomenos gebaut; die Stadt selbst breitete sich am Abhang des Hügels hinunter aus; in ihrem Rücken schließen die phokischen Berge die Lücke zwischen dem Parnaß und Ptoon und vollenden so den Ring der Gebirge, von denen die ganze Kopaislandschaft umsäumt ist.

Hinter Orchomenos bricht sich durch tiefe Schluchten der Fluß Kephissos einen Durchgang aus Phokis nach Böotien, strömt nur einige hundert Schritt vom Fuß des Hyphanteionhügels entfernt nahe an Orchomenos vorüber und mündet alsbald in den kopaischen See; ebendahin ergießen auch alle die kleineren Flüsse und Bäche, die vom Parnaß herabkommen, ihr Wasser; und weil sie oft stark anschwellen wegen des vielen Schnees, der auf dem Parnaß liegt und oben am Gipfel selbst im Sommer der griechischen Sonne standhält, so tritt der See alljährlich aus seinen Ufern; ja er müßte die ganze Ebene überschwemmen und in einen Sumpf verwandeln, wenn der Kephissos, wie es scheinbar der Fall ist, wegen der entgegenstehenden Höhen des Phönikions und Ptoons nirgends abfließen könnte. Allein die Wasser haben sich durch ihren Druck einen unterirdischen Abfluß auf der Ostseite des Kopaissees gebahnt. Dort in einer Bucht unter den Abhängen des Ptoons öffnet sich ein tiefer Schlund, die Anchoe, die sich unterirdisch bis auf die andere Seite des Gebirges fortsetzt; dies ist noch gegenwärtig der einzige Ausweg, der dem Kephissos zum Abfluß ins Meer gestattet

ist; sein Wasser fällt nämlich in diese Höhlung, wird anderthalb Stunden weit unter dem Boden fortgeführt und bricht dann jenseits des Berges nahe der Stadt Larymna in Form eines reißenden Baches aus einem Hügel hervor, um nach einem kurzen Lauf ins euböische Meer zu münden. Es war jedoch schon im Altertum die beständige Klage [1], daß dieser einzige Abzugsschacht nicht genüge, um den See in seinen Grenzen zu halten; dazu seien auch noch die übrigen Kanäle, die Katavothren, notwendig, die gegen fünfzig an der Zahl das Gebirge durchqueren; so lange diese in gutem Stande gewesen seien, habe das Land einen unvergleichlich blühenden Anblick geboten; als sie aber durch Erdbeben einstürzten und nicht wieder hergestellt wurden, nahm der See gewaltig an Umfang zu, ganze Städte wurden weggeschwemmt und große Strecken des fruchtbarsten Bodens gingen verloren. Alexander der Große ließ einmal durch seinen Baumeister Krates einen Anfang zur Ausräumung der verschütteten Kanäle machen; aber durch den Tod des Königs geriet das Werk ins Stocken, nachdem es bereits solche Fortschritte gemacht hatte, daß aus dem zurücktretenden See die Ruinen der zerstörten Städte wieder auftauchten; das Hergestellte zerfiel und der Kopaissee ist durch seine Überschwemmungen eine wahre Landplage geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben; während er im Sommer eine Fläche von etwa 50 qkm einnimmt, wächst zur Regenzeit seine Ausdehnung ins Unbestimmte; alle Ortschaften bis ans Gebirge sind dann unter Wasser gesetzt; große Sümpfe haben sich ringsum gebildet und machen die Gegend zu einem ungesunden Fieberherde. Von dem Vorhandensein der Katavothren geben noch Licht- und Luftschachte Zeugnis, durch die sie mit der Oberfläche des Gebirges in Verbindung stehen, allein ihre Ausräumung scheint unmöglich; man arbeitet daher seit dem Jahre 1888 an neuen Kanälen und Tunnels, durch welche das Kopaisbecken entwässert und der versumpfte Boden dem Anbau wieder gewonnen werden soll.

Jene Zeit höchster Blüte, von der die alten Nachrichten erzählen, begann für das von uns beschriebene Gebiet mehrere Jahr-

[1] Strabo IX, 2.

hunderte vor dem trojanischen Krieg und endete bald nach demselben unter den Stürmen der griechischen Völkerwanderung. In unbekannter Vorzeit verließ nämlich eine Abteilung der thessalischen Mynier, die um die Stadt Jolkus am pagasäischen Meerbusen wohnten, ihre Heimat und besetzte die Gegend am See Kopais; sie erbauten sich dort eine Hauptstadt Orchomenos und richteten unter eigenen Königen ein neues Reich auf; mit ihren Stammverwandten zu Jolkus blieben sie dabei fortdauernd in freundschaftlichem Verkehr, wie dies besonders die Argonautensage zeigt. Einer der ersten Könige zu Orchomenos war *Athamas*; er verstieß seine Gemahlin Nephele, die von göttlicher Abstammung war, und nahm die Ino, eine Tochter des Kadmus von Theben, zur Frau; auf ihr Anraten will er bei eingetretener Hungersnot seinen Sohn Phrixos aus der ersten Ehe opfern; dieser aber findet, von seinem Vater zum Schein nach einem Opfertier ausgeschickt, unter den Herden desselben einen Widder mit goldenem Felle, der sprechen konnte und sich selbst dem Phrixos zur Flucht und zum Opfer anbot; er entkommt auf dem Widder nach Kolchis, schlachtet ihn dort und hängt sein goldenes Vließ in einem Haine auf, von wo es später der Minyerheld Jason, ein Königssohn aus Jolkus, zurückholte. Zu den nächsten Nachfolgern des Athamas gehört *Eteokles*; nach der übereinstimmenden Aussage der Alten führte er zuerst den Charitendienst in Orchomenos ein; unten am Fuße des Stadthügels, einige hundert Schritte vom Ufer des Kephissos entfernt, baute er ihnen einen Tempel und stellte darin zur Verehrung mehrere Steine auf, die ihm vom Himmel gefallen waren; diese Steinklötze galten für die echten Symbole der Chariten und verliehen dem Tempel bis in die römische Kaiserzeit sein hohes Ansehen. Auf das friedliche Priesterkönigtum des Eteokles folgte die kriegerische Regierung des *Phlegyas*, die alle Nachbarn mit Schrecken erfüllte; besonders war er ein Feind des Apollodienstes, der damals von Delphi her sich ausbreitete, und bei einem Kriegszug gegen den Tempel des pythischen Gottes kam er auch samt seinen Scharen von einem wilden Unwetter überfallen auf dem Parnaß ums Leben. Der Name des folgenden Königs *Chryses* deutet, da er von dem griechischen Wort für Gold abgeleitet ist,

bereits auf großen Reichtum der Herrscher von Orchomenos hin; sprichwörtlich wurden die Schätze von Chryses' Sohn Minyas, der nicht weit vom Charitentempel ein Schatzhaus baute, ein unterirdisches Gewölbe, das im Altertum als eine Art Weltwunder betrachtet wurde[1]); Schliemann hat bei seinen Nachgrabungen schöne Überreste davon aufgedeckt; er hat auch die Angabe Strabos bestätigt, daß Orchomenos früher in der Ebene unten am Kephissos lag; damals hat also die Stadt den Charitentempel wie das Schatzhaus in ihren Ringmauern eingeschlossen. Erst später zwang der austretende See die Orchomenier den Berg hinaufzuziehen und raubte ihnen zugleich den größten Teil ihres fruchtbaren Ackerbodens, dessen fleißiger Anbau ihnen zu dem vielgerühmten Reichtum verholfen hatte; denn die Minyer wußten, solange ihre Herrschaft in Orchomenos dauerte, die Gefahr der Überschwemmungen durch geschickte Regelung der Wasserläufe vom Lande fernzuhalten; dazu dienten ihnen vor allem die obengenannten Katavothren, natürliche Risse und Spalten vermutlich, wie solche in Kalkgebirgen häufig vorkommen, von den Minyern aber durch künstliche Nachhilfe erweitert und zu einem Netz von Schleusen ausgebildet wurden; mit deren Hilfe war es möglich, den See soweit abzulassen, daß nur mehr an seinen tiefsten Stellen das Wasser stehen blieb, und bei eintretender Dürre konnte man den See auch wieder stauen zur Bewässerung des freigelegten Landes. Daß dadurch eine Periode blühendsten Wohlstandes dem Minyerreich aufging, dies wird uns in den fabelhaften Schätzen des Königs Minyas versinnbildet. Zur Zeit seiner Regierung, so berichten uns die alten Sagen auch noch, drang von Theben her der Dionysosdienst ins Land ein, nicht ohne heftigen Widerstand zu finden, wie die Erzählung von den Töchtern des Minyas zu beweisen scheint, die wegen ihres Widerstrebens von Dionysos mit Wahnsinn geschlagen wurden. Unter einem späteren König von Orchomenos, unter Erginos, wagten die Minyer jene kühne Entdeckungsfahrt nach dem schwarzen Meer, die unter dem Namen des Argonautenzuges bekannt ist; Erginos wird in den alten Dichtungen als Steuermann des Schiffes Argo

[1]) Pausanias IX, 36, 3.

aufgeführt. Auch vor Troja lagen die Minyer unter Askalaphos und Jalmenos; und Homer kennt noch Orchomenos als eine der reichsten Städte der Welt; darum spricht Achilles in der Ilias IX, 379, da er die von Agamemnon gebotene Sühne zurückweist:

„Nein, und böt' er mir zehnmal und zwanzigmal größere Schätze,
Als was er jetzt schon hat und was er vielleicht noch erwartet,
Böt' er auch, was nach Orchomenos eingeht oder nach Theben,
Nach dem egyptischen; dort liegt am meisten Gut in den Häusern.“

Aus dieser Stelle hat schon Pausanias geschlossen, die schwere Einbuße, welche Orchomenos durch das Anschwellen des Sees erlitten hat, könne erst nach dem trojanischen Krieg erfolgt sein; das Unglück fällt also um die Zeit der griechischen Wanderungen, in denen auch das Reich der Minyer selbst zu Grunde ging. Und zwar geschah der Sturz ihrer Herrschaft gleich zu Beginn der Wanderungen, da die thessalischen Böoter von Norden her in das Kopaisgebiet und in die Ebene von Theben vordrangen, alles Land sich unterwarfen und ihm den Namen Böotien gaben; von den Minyern wanderte ein großer Teil nach verschiedenen Richtungen aus, Orchomenos verlor seinen Rang als Königssitz und die Herrschaft über Haliartus, Lebadea, Koronea und die übrigen Nachbarstädte, die jetzt alle gleichberechtigte Mitglieder des böotischen Städtebundes wurden. Durch solche Machtzersplitterung und durch die Gleichgiltigkeit der Böoter, die stets in einem schlimmen Ruf von Trägheit und Stumpfheit standen, mag es gekommen sein, daß die Wasserbauten der fleißigen Minyer nicht mehr mit gehöriger Sorgfalt unterhalten wurden, worauf dann das Austreten des Sees und die Versumpfung der ganzen Gegend ihren Anfang nahm. Dieser spätere Abschnitt der Landesgeschichte und die weitern Schicksale der alten Minyerhauptstadt lassen sich in Kürze, wie folgt, zusammenfassen.

Orchomenos war selbst ein angesehenes Mitglied des böotischen Städtebundes geworden und hatte als solches oft Gelegenheit, seine kriegstüchtige Mannschaft, insbesondere seine treffliche Reiterei in den vielen Schlachten zu erproben, die um den Besitz der reich

gesegneten Ebene geschlagen wurden, welche hinter Orchomenos sich ausdehnt und von jenen zahlreichen Kämpfen den Beinamen Orchestra (d. i. Tanzplatz) des Ares erhalten hat; namentlich fanden hier die Entscheidungsschlachten gegen Philipp und Sulla statt, in denen die griechische Freiheit den Macedoniern und später den Römern unterlag. Alte, bis in die mythische Zeit hinaufreichende Eifersucht zwischen Theben und Orchomenos führte auch zwischen diesen beiden Städten mehrfache Kriege herbei, und als die Thebaner nach der Schlacht bei Leuktra auf dem Gipfel ihrer Macht standen, brannten sie Orchomenos nieder, konnten jedoch einen baldigen Wiederaufbau der Stadt nicht verhindern. Unter der römischen Herrschaft bekam Orchomenos nur durch seinen Charitentempel noch einigen Glanz und einiges Leben; die Feste, welche zu Ehren der Chariten dort abgehalten wurden, die Charisien oder Charitesien, waren mit Wettspielen in Musik und Dichtkunst verbunden und die Namen der Preisträger wurden auf Marmorsteine eingegraben im Tempel aufgestellt; viele solche Ehrendenkmäler trifft man noch jetzt an Ort und Stelle herumliegend und liest darauf die Namen der siegreichen Flöten- und Kitharspieler, der Komöden und Tragöden, der Trompeter und Herolde verzeichnet. Orchomenos selbst ist gegenwärtig zu einem geringen Dorfe mit Namen Skripu, herabgesunken; an seiner Stelle ist die bedeutendste Stadt der Kopaislandschaft Lebadea [1]) geworden, auch ehemals schon berühmt durch das unterirdische Orakel, in welchem Zeus Trophonios denen, die sich hinunter wagten, Gesichte der Zukunft schauen ließ.

Aus den Trümmern des orchomenischen Charitentempels und auf derselben Stätte, wo er gestanden war, ist eine griechische Muttergotteskirche und ein Kloster aufgebaut; in den Mauern der Kirche und des Klosters liest man auf eingefügten Steinblöcken vielerlei Inschriften zu Ehren der Chariten und auch in den Säulen der Kirche sind uns noch Teile des Tempelgebäudes erhalten geblieben; ein marmorner Dreifuß, durch eine Weiheformel den Chariten gewidmet, ist in der Kirche zu sehen. Von diesen wenigen

[1]) Nach dem man unter der Türkenherrschaft ganz Mittelgriechenland Livadien genannt hat.

Überresten ihres Kultes, die sich in unsere Tage herein gerettet haben, kehren wir wieder zu den Anfängen der Charitenverehrung und zu dem Volke der Minyer zurück und wollen jetzt, nachdem wir von der Beschaffenheit und Geschichte des orchomenischen Landes einen kurzen Abriß gegeben haben, die eigentümliche Frucht hellenischer Religionsübung selbst in Augenschein nehmen, welche auf dem geschilderten Boden erwachsen ist.

II.

Wir haben zu Anfang des vorigen Kapitels einen engen Zusammenhang behauptet, der zwischen den religiösen Vorstellungen der Völker und zwischen der Natur ihres heimatlichen Bodens bestehe, auf dem sie leben und von dem sie ihre Nahrung ziehen; Stämme, die in rauhen Gebirgsgegenden mit Jagd, Krieg und Raub ihren Unterhalt sich schaffen, tragen in der Regel das Joch eines grausamen, unmenschlichen Götzendienstes, weil sie nur vor höheren Wesen sich beugen wollen, die ihnen an Kraft und Wildheit noch überlegen sind; ein fleißiges, betriebsames Volk von Ackerbauern dagegen ergibt sich meist einem friedlich stillen Dienst ländlicher Gottheiten, die gerne in weiblicher Gestalt als milde Segenspenderinnen für Feld und Flur gedacht werden. So thaten auch die Minyer; sie waren auf den Feldbau angewiesen oder vielmehr dazu eingeladen durch die merkwürdige Fruchtbarkeit ihres Heimatlandes, das an Ertragsfähigkeit im Altertum mit dem Nilthal wetteiferte und noch in unserer Zeit für den Anbau aller Fruchtgattungen vorzüglich geeignet ist. Die ganze Ebene am Kopais ist ein Bodensatz der feinsten Erde, die vom Kephissos in dieses Thalbecken herabgeschwemmt und von dem austretenden See häufig und kräftig gedüngt worden ist; und wie in Ägypten der Nilschlamm in ausgezeichneter Weise befruchtend wirkt, so hier der morastige Boden, der beim Zurücktreten des Sees frei wird und drei Monate nach der Aussaat eine reichliche Ernte von Weizen, Gerste, Reis und Mais zu liefern vermag; alle diese Getreidegattungen bilden in unseren Tagen noch einen wichtigen Ausfuhrartikel der Gegend. Die Ähnlichkeit der Vegetation im ägyptischen und orchomenischen Lande wurde schon früh bemerkt und hervorgehoben, daß gewisse Früchte, z. B. eine Gattung Melonen, nur am Nil und am Kopais in vortrefflichster Güte gedeihen. Für

den Weinbau waren die Vorberge des Parnaß gut gelegen, an denen heutzutage noch die edelsten Reben gezogen werden; der Helikon war berühmt durch die heilsamen Kräuter, die auf ihm wuchsen und seine schattigen Wälder genossen den Ruf, daß keine Schlangen und giftigen Tiere darin sich aufhalten können. Ausgedehnte Viehweiden am Gebirg und in der Ebene ermöglichten auch die Haltung großer Herden, und besonders war Orchomenos hervorragend durch seine Zucht edler Pferde; die weiten Grasflächen am Kephissos, von denen der Charitentempel umgeben war und auf welchen die jungen Füllen sich tummelten, trugen hievon den Namen der Roßtrift Hippias. War also die Gegend im Vergleich zu anderen griechischen Landschaften z. B. zu dem steinigen Attika, von der Natur stets außerordentlich begünstigt, so mußte sie zur Zeit der Minyer, da sie zur schönsten Blüte entwickelt war, eine paradiesische zu nennen sein.

Daher fühlten denn auch die Minyer wohl heraus, wie sehr ihr ganzes Leben von der gesegneten Umgebung abhängig war, in die ein gütiges Geschick sie versetzt hatte, und den dankbaren Gesinnungen, welche dieses Gefühl in ihnen erweckte, gaben sie Ausdruck, indem sie an die Spitze ihres Staates und ihrer Geschichte die Gottheiten der Huld und des Dankes, die Chariten, stellten. Bis in die frühesten Anfänge des Reiches wird die Entstehung ihres Kultes hinaufgerückt. Alsbald nach der Einwanderung und Niederlassung der Minyer am Kephissos weiß die Sage von einem Könige zu erzählen, der ähnlich wie Numa Pompilius zu Rom, die gottesdienstlichen Verhältnisse in dem neuen Reiche ordnete. Dieser König Eteokles, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Sohne des Ödipus, dem viel späteren Könige von Theben, baute den Chariten einen Tempel, bestimmte ihre Opfer und Feste und erhob ihren Dienst zum geehrtesten des Landes; denn obgleich es zu Orchomenos noch viele andere Tempel, besonders des Zeus und Dionysos gab, so behauptete doch vor ihnen allen jederzeit das Heiligtum der Chariten den Vorrang; in seinem Innern barg es die Bilder der Göttinnen, einige rohe, unbehauene Steine, die dem Eteokles vom Himmel gefallen waren, also vermutlich Meteorsteine gewesen sind; dieselben genossen die höchste Verehrung und erst in

der römischen Kaiserzeit wurden sie durch eine kunstvolle, in Marmor gearbeitete Gruppe der Grazien verdrängt [1]). Die Namen, unter welchen Eteokles die Chariten verehrt hatte, waren geheim geblieben; die späteren Namen Aglaia, Euphrosyna und Thalia, welche für sie im Gebrauch waren, sind eine Erfindung des Dichters Hesiod. Die Benennung Chariten ist nur allgemeiner Gattungsname, passend gewählt zur Bezeichnung von höheren Wesen, welche den Bemühungen des Landmanns huldvoll entgegenkommen und eben darum auch einen Anspruch auf seine Dankbarkeit und Verehrung haben. Einen doppelten Sinn enthält nämlich das griechische Wort Charis [2]); es bedeutet Huld, Reiz, Anmut, ein herzerfreuendes Wesen, zu dem man sich hingezogen fühlt, weil man von ihm freundliche Aufnahme und wohlthätiges Begegnen erwartet; es bezeichnet aber auch die Dankbarkeit, welche der Mensch solch' huldvoller Güte entgegenbringt. Die Schutzgottheiten der Minyer nun hießen Chariten, weil sie ihrer Natur nach in jenen beiden Beziehungen an dem Wesen der Charis Anteil hatten, gleichsam die verkörperte Charis vorstellten, und wenn uns von Eteokles berichtet wird [3]), er habe seine Macht und seinen Reichtum kundgegeben, indem er, groß im Empfangen wie im Erweisen von Gutthaten, die Chariten zu verehren anfing, so ist hier Eteokles Vertreter des ganzen Minyervolkes, welches angesichts der Fülle von Wohlstand, die ihm zufloß, auch das Bedürfnis fühlte, groß zu sein wie im Empfangen so im Geben und seinen Dank abzustatten gegen die himmlischen Mächte, welche das schöne Land unter ihre Obhut genommen hatten. Darum lieferte, wie uns die alten Erklärer des Homer sagen, die minyeische Landbevölkerung einen Teil der Feldfrüchte an den Charitentempel ab; und zwar ist es die oben angeführte Stelle der Ilias, wo Achilles ausruft: „Nein und böt' er auch, was nach Orchomenos eingeht", zu der in den Scholien die Bemerkung beigefügt ist [4]): „Viel Ackerland gehört zu dieser Stadt, voll reichlicher Erträgnisse, von denen die Landbewohner

[1]) Pausanias IX, 38. — [2]) Stammwort zu χάρις ist χαίρω, goth. gairôn, mhd. gêrn, nhd. begehren. — [3]) Strabo IX, 2, 414. — [4]) Schol. Villoison Jl. IX, 381. Vgl. O. Müller, Minyer, p. 178.

einen Teil den Chariten darbringen, die dort verehrt werden." Bei den Minyern war also im Einklang mit der täglichen Beschäftigung des Feldbaus, bei welcher ihre Sorgen und Gedanken weilten, eine Naturreligion heimisch, welche den Dienst derjenigen Gottheiten obenan stellte, denen man Einfluß auf das Gedeihen der Feldfrüchte zuschrieb und deren Gunst man sich versichern wollte, indem man sie durch Aufopferung eines Teiles der geschenkten Gaben ehrte; vielleicht waren es die Erstlinge der Früchte oder der Erntezehnte, welchen das Volk an den Charitentempel abgab. Für eine drückende Last sieht der Landmann eine solche Steuer nicht an, weil er zu deutliche Einsicht davon hat, wie er alles höheren Gewalten verdankt, die in geheimnisvoller Weise aus der Tiefe der Erde herauf und von der Höhe des Himmels herab zusammenwirken, damit die sprossende Saat seine Arbeit lohne. Dadurch wird das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Gottheit in seinem Herzen mächtig wachgerufen und Jahr für Jahr lebendig erhalten, so daß es wohl zu verstehen ist, wenn die Minyer in den Göttinnen der Huld, den Urheberinnen der Fruchtbarkeit ihrer Heimaterde, zugleich auch die Gottheiten der Dankbarkeit verehrten, weil ihnen diese heilige Pflicht mit dem Erfolg, der ihre Mühen reichlich vergalt, stets wieder ins Bewußtsein gerufen wurde. Daß nun die Verehrung nicht bei einer Charis stehen blieb, sondern auf mehrere solch' höhere Mächte und zwar gerade auf drei ausgedehnt wurde, mag aus der Vorliebe der griechischen Mythologie für Gruppen von drei weiblichen Gottheiten zu erklären sein; es gab drei Horen, Hesperiden, Moiren, Grajen, Gorgonen, Erinyen, drei Eidesgöttinnen [1]), auch drei Musen wurden an manchen Orten verehrt [2]); die Dreizahl der Chariten mag außerdem noch mit den drei Zeitabschnitten der Aussaat, der Entwicklung und der Ernte zusammenhängen; wenigstens wird von griechischen Schriftstellern ein Fest erwähnt, mit welchem man die Saatzeit feierlich zu eröffnen pflegte und dessen Name den der Chariten in sich schließt; dasselbe hieß nämlich Procharisteria [3]), Vorläufer der Charisteria, des Erntedankfestes; nähere Angaben hierüber werden im nächsten Kapitel folgen,

[1]) Suidas, Praxidiken. [2]) Pausanias IX, 29. [3]) Preller, gr. Mythologie I, 207.

für jetzt müssen wir das Wesen und Wirken der Chariten noch von einer zweiten Seite her betrachten, insofern sie nämlich die Schutzgottheiten der staatlichen Ordnung im Minyerreiche gewesen sind.

Bei gar vielen griechischen Stämmen finden wir die ältesten und ehrwürdigsten Kulte auf Gottheiten bezogen, welche in engster Verbindung mit dem Ackerbau einerseits und mit der Regierung des Staates andererseits standen; schon die Namen derselben zeigen uns häufig ihren doppelten Wirkungskreis deutlich an. In Argos z. B., in Ägina, Trözen, Epidaurus waren die ältesten Heiligtümer einer Auxesia (Wachstum) und Damia (Volksgemeinde) zusammen geweiht; von der Demeter (Mutter Erde) erzählte man, daß sie durch Einführung des Ackerbaus die Gründung der ersten Staaten veranlaßt habe; die Athener ferner hatten einen eigenen Charitendienst, verschieden von dem der Orchomenier durch Zahl und Namen der verehrten Gottheiten, aber ihm ähnlich durch sein Alter und seine Bedeutung für den Anbau des Bodens und für die bürgerliche Ordnung. Die Chariten zu Athen waren nur zwei an Zahl und hießen Auxo (Wachstum) und Hegemone (Regierung); in ihrer Eigenschaft als Beschützerinnen des athenischen Staates waren sie insbesondere über die junge Generation gesetzt, weshalb die Epheben beim Austritt aus dem Jünglingsalter auf die Namen der Auxo und Hegemone den Bürgereid schworen; ihr Tempel, ihnen gemeinschaftlich mit dem Staate geweiht, stand auf dem Marktplatz, entsprechend ihrer wichtigen Stellung, welche sie im öffentlichen Leben einnahmen. In verschiedenen Teilen Griechenlands also heiligte man die naturgemäße Anschauung, daß jeder Staat auf dem Ackerbau wie auf einer festen Grundlage ruhen müsse, durch religiöse Einrichtungen und so ward es von alters her auch im Minyerlande gehalten. Hier waren die Chariten die obersten Gewalten, deren Fürsorge Staat und Volk anvertraut waren; Orchomenos wird mit Auszeichnung ihre Stadt genannt und indem sie Huldigung und Abgaben von den Bürgern empfingen, herrschten sie darin wie Königinnen; mit diesem Titel „Königinnen von Orchomenos“ werden sie auch von Pindar angeredet in der vierzehnten olympischen Ode, die er ihnen zu Ehren verfaßt hat,

und die zum Vortrag in ihrem Tempel bestimmt war; in eben diesem Liede nennt er sie „die Aufseherinnen der alten Minyer“[1]), und daß sie eine Aufsicht über das Volk und namentlich über die Jugend auch noch zu Pindars Zeiten übten, darauf weist uns die Zusammensetzung des Chores hin, für welchen der Dichter seine Ode geschrieben hatte, und die Gelegenheit, bei welcher sie gesungen wurde. Da nämlich ein vornehmer Jüngling aus Orchomenos in den Knabenwettspielen zu Olympia den Preis errungen hatte, führten ihn seine Altersgenossen in feierlichem Zuge zum Tempel der Chariten, damit er diesen den erworbenen Ruhmeskranz zu Füßen lege. Dabei sangen sie jenes einem Hymnus ähnliche Siegeslied, welches Pindar mit dem Chor der orchomenischen Knaben eingeübt hatte, worin er zuerst alles Glück, das der Bürgerschaft erwächst, auf die Gunst der Chariten zurückführt, alsdann sie demütig anfleht, daß sie auf die an ihrem Altar versammelte Jugend ein gütiges Auge haben möchten. Wie anderwärts war also auch in Orchomenos die heranreifende Frucht und die aufblühende Jugend denselben himmlischen Schutzgeistern unterstellt, die zudem mit einer Art Oberherrlichkeit über den ganzen Staat bekleidet waren; derselbe hatte sich ja unter ihrer Obhut durch friedliches Zusammenleben der Bürger und fleißige Landarbeit aus kleinen Anfängen trefflich entwickelt; sein weiteres Gedeihen hing von der Heranbildung des jeweiligen Nachwuchses zu tüchtigen Männern ab und die Sorge hiefür ist neben dem Segen der Fruchtbarkeit, den sie dem Lande vermitteln, und neben dem Schutze der öffentlichen Wohlfahrt die dritte Art des harmlosen Wirkens, worin wir das Wesen der orchomenischen Chariten setzen.

[1]) ἐπίσκοποι τῶν παλαιγόνων Μινυᾶν.

III.

Gehen wir auf die Betrachtung der Art und Weise über, in welcher der Kult der Chariten zu Orchomenos ausgeübt wurde, so bestand derselbe wie jede andere gottesdienstliche Feier der Griechen in Gebeten, Festliedern, Festzügen, Weihgeschenken und Opfern, hatte indessen auch manches Eigentümliche und Absonderliche. Ein solch' wunderlicher Zug, die abgöttische Verehrung der Steine in ihrem Tempel, muß aus dem hohen Alter des Charitendienstes erklärt werden, da die Griechen in frühester Zeit keine kunstvoll gearbeiteten Bilder kannten, sondern durch fetischartige Zeichen sich die Gottheit zu vergegenwärtigen suchten, vornehmlich jene dunkeln Gewalten, die aus dem tiefen Schoß der Erde die Frucht des Ackers heraufsenden und deshalb in Verbindung mit der Unterwelt, dem Hades, stehend gedacht wurden; niemals fehlt bei diesen Naturreligionen, soweit wir sie kennen, eine geheimnisvolle, düstere Seite des Gottesdienstes; sie spricht sich bei bestimmten Anlässen und Zeitabschnitten des Jahres aus in Trauergebräuchen, nächtlichen Festfeiern, mystischen Weihungen, und kam in dieser Form auch bei der Verehrung der Chariten zur Geltung; das Geheimhalten ihrer Namen, die symbolische Darstellung ihrer Person in Steinen, die Nachtfeier bei den Charisien, wobei wie in den eleusinischen Mysterien besonders zubereitete Speisen an die Teilnehmer abgegeben wurden[1]), dies erinnert deutlich an den Charakter der Chariten als Naturgottheiten von der Art einer Demeter und Persephone; ja als ihre Verehrung von Orchomenos aus nach Athen eingeführt wurde, wo sie die zwei einheimischen Chariten Auxo und Hegemone ganz zurückdrängten, ward mit ihrem Heiligtum am Eingang zur Akropolis geradezu eine Mysterienweihe verbunden,

[1]) Eustathii, comment. ad Odyss. p. 1843.

welche nur Auserwählten zugänglich war[1]). Gleichwohl darf man sich den Charitenkult im ganzen nicht als einen dunkeln Geheimdienst vorstellen, wenn ihm auch in einzelnen Zügen etwas von der finstern Form uralter Religionsbräuche zukam; der fröhliche Charakter überwog bei weitem und jene Trauerceremonien, die vielleicht einmal im Jahr bei herannahendem Winter zur Versinnbildung der hinwelkenden Natur vorgenommen wurden, mußten durch ihren Gegensatz den sonstigen heitern Glanz des Charitendienstes noch mehr hervorheben.

Freundinnen des Gesanges nennt Pindar die Chariten in seiner oben erwähnten Ode und mit Gesang und Tanz erscheinen er und sein Chor vor ihrem Tempel und hoffen so gnädige Aufnahme zu finden. Schon die Namen Aglaia, Euphrosyna und Thalia, unter denen man sie anzurufen pflegte, zeigen durch ihren Sinn (festlicher Glanz, feierliche Freude, blühende Lust), daß die Chariten Gönnerinnen fröhlichen Lebens und Treibens waren, gütigen Anteil an den geselligen Freuden der Menschen nahmen und über deren munteren Zusammenkünften als Beschützerinnen walteten. Sie waren den Minyern die guten Mächte gewesen, welche die Menschen aus barbarischer Wildheit zu friedlicher Bestellung des Ackers und zu geeinigtem Zusammenleben nach gesetzlicher Ordnung angeleitet haben; die Bestimmung ihre Kultes war es, das Glück friedlicher Arbeit in einem wohlhabenden Gemeinwesen von der schönsten Seite zu zeigen. Ihr Hauptfest mochte zum Beschluß der Erntezeit fallen, wo kaum eine andere Gottheit passender angerufen werden konnte als die Charis, die Göttin der Dankbarkeit. Nach den Schilderungen, die uns vom Erntefest aus dem Altertum erhalten sind, war dasselbe eine sehr einfache Feier mit Opfern von Blumen, Kuchen, Milch und Wein, die unter Gesang und herzlichen Dankgebeten dargebracht wurden. Den Schluß des Festes bildete zur Erquickung des Leibes und Aufheiterung des Geistes nach der überstandenen schweren Arbeit ein lustiges Gelage mit Tanz und Spiel, der Komos, bei dem Scherz und Neckerei freien Lauf hatten, Stegreifverse hin und herflogen und überhaupt alles

[1]) Pausanias IX, 35, 3.

getrieben wurde, was wir jetzt noch komisch heißen. Für die Entwicklung der griechischen Poesie wurde dieser ländliche Komos sehr bedeutungsvoll; denn als begabte Dichter um die rohen Versuche sich annahmen und mit einem geschulten Chor jene Spiele nachahmten, wanderte der Komos vom Lande in die Städte und an die Königshöfe von Macedonien und Sizilien, und jedes freudige Ereignis pflegte man dort mit solchen festlichen Gelagen, gewürzt durch musikalische Unterhaltung, zu begehen. Pindars Siegeslieder sind zum großen Teil für den Vortrag an fürstlicher Tafel bestimmt, sind also die vornehmeren Schwestern jener naturwüchsigen Muse, mit welcher das Landvolk seine Festtage zu verschönern liebte.

Daß der gehaltvolle Kern des Charitendienstes, das Gefühl des Dankes gegen die gütige Gottheit, in eine so anmutige Form sich kleidete, trug gewiß bei zur Erhaltung dieses Kultes über die Zeiten der Minyerherrschaft hinaus. Die Verehrung der Charis, die einem Herzensbedürfnis des Volkes entsprach und sich zu tiefst bei ihm eingelebt hatte, behielt auch nach dem Eindringen der fremden Vöoter ihre bevorzugte Stellung, wurde von diesen als Staatskult übernommen und mit den höchsten Ehren weitergeführt. Die äolischen Vöoter standen ja selbst in dem Rufe, frohen Festen mit ergötzlichem Musenspiele am allerwenigsten abhold zu sein und ihrem Temperament ist es zum Teil zuzuschreiben, wenn der Charitendienst mit der Zeit eine ziemliche Umwandlung durchmachte und ein eigenes Gepräge lauter Fröhlichkeit annahm, welches mehr an die Freuden dionysischer Schwärmerei als an die sanfte Ruhe ländlichen Stilllebens gemahnte. Unter den Vöotern wurde ohnedies Orchomenos nebst allen umliegenden Orten eine Hauptstätte der Dionysosverehrung; da die heilige Straße von Athen nach Delphi in der Nähe vorbeiführte, sammelten sich in der Gegend alljährlich Scharen von Mänaden und Thyaden, um hier ihre Tänze einzuüben und dann tobend und schwärmend ihre nächtliche Wanderung über den Parnaß anzutreten. Von diesem enthusiastischen Charakter der Dionysosfeier muß wohl auf die Chariten etwas übergegangen sein, weil sie von den späteren Dichtern mit Vorliebe bei Gelegenheiten lärmenden, rauschenden Jubels genannt und auch mit Dionysos

selbst vielfach in Verbindung gebracht werden. Auch der Umstand, daß die Vöoter das Flötenspiel mit seiner wild aufregenden Art über alles liebten, mag dazu beigetragen haben, daß die Charitenfeste immer geräuschvoller verliefen; gerade die Orchomenier konnten den ausgiebigsten Gebrauch von dieser Art Musik machen, da zunächst ihrer Stadt jene Stelle im See Kopais lag, wo das vorzüglichste Flötenrohr wuchs, die berühmten, überall gesuchten Rohrpfeifen, die auch Pindar kennt, „die da zu Hause sind bei der reigenfrohen Stadt der Chariten“ [1]). Bei Opfern, Absingung von Hymnen und Festliedern fand also die Flöte ausgedehnte Verwendung; sie begleitete auch das schon mehrfach angeführte Charitenlied, das Pindar im Jahre 476 schrieb, als der junge Asopios, ein Orchomenier aus vornehmen Geschlechte, zu Olympia im Wettlauf über die andern griechischen Knaben gesiegt hatte. Weil der Vater des Asopios, Kleodamos, schon gestorben war, so wendeten sich dessen Verwandte an den thebanischen Dichter, daß er ihnen ein Preislied zur würdigen Feier des Sieges verfasse und in Musik setze; Pindar schickte seine vierzehnte olympische Ode, worin er seine Huldigung den Chariten darbringt; durch den ehrfurchtsvollen Ton, in dem sie gehalten ist, gibt sie uns einen hohen Begriff von der Würde und dem Ernst, womit zu Pindars Zeiten der Charitenkult in Orchomenos noch begangen wurde. Außerdem erfahren wir in dieser Ode so viel über das Wesen und die Natur der Chariten, und für die ganze Auffassung des Begriffes Grazie ist sie so wichtig, daß wir das Lied hier mitteilen und ihm eine eingehende Erklärung beifügen müssen; auch soll, um von Pindars altertümlicher, kräftiger Sprache eine Probe zu geben, der griechische Urtext neben unserer in einem verwandten Metrum gehaltenen Übersetzung hier stehen:

[1]) Pyth. XII, 26.

Στροφή.

Καφισίων ὑδάτων
λαχοῖσαι αἵτε ναίετε καλλίπωλον ἕδραν,
ὦ λιπαρᾶς ἀοίδιμοι βασίλειαι
Χάριτες Ἐρχομενοῦ, παλαιγόνων Μινυᾶν ἐπίσκοποι,
κλῦτ', ἐπεὶ εὔχομαι. σὺν ὔμμιν τά τε τερπνὰ καὶ 5
τὰ γλυκέα γίνεται πάντα βροτοῖς,
εἰ σοφός, εἰ καλός, εἴ τις ἀγλαὸς ἀνήρ.
οὐδὲ γὰρ θεοὶ σεμνᾶν Χαρίτων ἄτερ
κοιρανέοισιν χοροὺς οὔτε δαῖτας· ἀλλὰ πάντων ταμίαι
ἔργων ἐν οὐρανῷ, χρυσότοξον θέμεναι παρά 10
Πύθιον Ἀπόλλωνα θρόνους,
ἀέναον σέβοντι πατρὸς Ὀλυμπίοιο τιμάν.

Ἀντιστροφή.

ὦ πότνι' Ἀγλαΐα
φιλησίμολπε τ' Εὐφροσύνα, θεῶν κρατίστου
παῖδες, ἐπακοοῖτε νῦν, Θαλία τε 15
ἐρασίμολπε, ἰδοῖσα τόνδε κῶμον ἐπ' εὐμενεῖ τύχᾳ
κοῦφα βιβῶντα· Λυδῷ Ἀσώπιον ἐν τρόπῳ
ἔν τε μελέταις ἀείδων ἔμολον,
οὕνεχ' Ὀλυμπιόνικος ἁ Μινυεία
σεῦ ἕκατι· μελανοτειχέα νῦν δόμον 20
Φερσεφόνας ἐλθέ, ἀχοῖ, πατρὶ κλυτὰν φέροισ' ἀγγελίαν,
Κλεόδαμον ὄφρ' ἰδοῖσ', υἱὸν εἴπῃς ὅτι οἱ νέαν
κόλποις παρ' εὐδόξου Πίσας
ἐστεφάνωσε κυδίμων ἀέθλων πτεροῖσι χαίταν.

Strophe.

Die ihr am Kephissosstrom
Heimat nahmt und wohnt auf von Füllen durchschwärmter Thalflur,
Ihr Chariten, vielbesungene Königinnen
Des schimmernden Orchomenos, der uralten Minyer Obrigkeit,
Höret mich! Denn ich bete. Mit euch kommt alles das Liebe ja 5
Und das Süße herab zu den Sterblichen,
Wo ein weiser, untadliger, edler Mann sich findet.
Ja selbst die Götter pflegen nicht ohne die heiligen
Chariten Festmahl noch Tanz; über alles Thun im Himmel walten sie,
Thronend neben dem goldbogenbewehrten Apollo, 10
Dem Pythier, verherrlichen sie
Die ewige Majestät des olympischen Vaters.

Gegenstrophe.

O hehre Aglaia,
Sangesfreud'ge Euphrosyna, ihr der höchsten Gottheit
Kinder, so erhöret mich! und auch du Thalia, 15
Dem Liede gewogen, o schau den Festzug aus fröhlichem Anlaß hier
Hergeeilt leichten Schrittes; ich kam zu singen Asopios
In dem Ton und den Weisen der Lydier,
Weil in ihm zu Olympia siegte Minyas' Stadt.
Hinab zum schwarzummauerten Haus der Persephona 20
Dringe, o Echo! Dem Vater verkünde Freudenbotschaft! Such' ihn auf!
Meldung thue dem Kleudamos, sein Sohn hab' in Pisas [1]
Gepriesenem Gefild um das Haupt
Als Kind sich im Siegesflug schon gewunden den Ölzweig!

[1] Die Stadt, in deren Bezirk Olympia lag.

Kurz ist dieses Lied, sagt August Böckh, der berufenste Erklärer des Pindar, aber herrlich und der Geist unseres Goethe, des Meisters der Grazie, athmet einem daraus entgegen. Um so mehr ist es zu bedauern, wenn die Ode nur ein Bruchstück ist, wie man begründeterweise vermuten muß; denn als die letzte unter den olympischen Oden steht sie auf der letzten Seite einer abgerissenen Handschrift und zwar nur die Strophe und Gegenstrophe, aber nicht die Epode, welche sonst das System abzuschließen pflegt. Dieselbe ist verloren gegangen, und vielleicht auch noch mehrere nachfolgende Strophen und daraus erklärt sich ein Mangel, welcher dem Liede anhaftet. Es ruft nämlich der Dichter darin zwar wiederholt und flehentlich zu den Chariten um Erhörung, allein den Gegenstand seines dringenden Gebetes, dessen Gewährung er sich erbitten möchte, spricht er nicht aus. Diesen Kernpunkt des Ganzen vermißt man aber sehr, wenn man auf den Inhalt des Liedes näher eingehen und die schönen darin niedergelegten Gedanken gehörig würdigen will.

Die ersten Verse 1—5 nehmen Bezug auf die altehrwürdige Schutzgewalt, welche die Chariten seit den Zeiten der Minyer über das Kephissosthal ausüben; der Herrschersitz, von dem aus sie mit königlicher Hoheit regieren, ist ihr Tempel, im feuchten, üppig schwellenden Grunde nahe am Flusse gelegen, inmitten grünender Weidetriften, durch welche Herden munterer Rosse eilen. Demütig naht der Dichter den Chariten mit einem Gebete; ohne jedoch ein bestimmtes Anliegen vorzutragen, stimmt er sogleich eine begeisterte Lobpreisung ihres wohlthätigen Wirkens an, dessen erhabene Milde und Freundlichkeit in wenigen Zügen mit pindarischer Kraft gezeichnet wird. Das Bild, das in den Versen 5—12 von den Chariten entworfen wird, hat gewiß zu der späteren, bei den Künstlern so beliebten Darstellung dieser Göttinnen als himmlisch schöner, leichtschwebender Gestalten voll strahlenden Frohsinns beigetragen. In eben diesen Versen ist aber unter poetischer Hülle auch die Idee enthalten, welche mit dem Wort Grazie bis auf den heutigen Tag verbunden wird; während auf diese lateinische Umdichtung des Charitennamens nichts übergegangen ist von der geheimnisvollen Seite des Wirkungskreises, in dem die Chariten

als Naturkräfte und staatserhaltende Mächte thätig sind und noch in den ersten Versen unserer Ode thätig erscheinen, so ist dafür die ganze Fülle der Gedanken, welche der Dichter von Vers 5 an über die Chariten vorbringt, auch auf die Grazien hinübergetragen worden, und diese Gedanken machen den eigentlich klassischen Begriff aus, der im Altertum in das Wort Grazie gelegt wurde und der ihm durch alle Zeiten verblieben ist. Um denselben aus der gedrängten Reihenfolge poetischer Bilder herauszuheben, mit denen er in unserem Liede umkleidet ist, wollen wir die genannten Verse in erweiterter Fassung wiedergeben.

„Mit den Chariten kommt alles Liebe und Süße herab zu den Sterblichen, wo ein weiser, ein schöner, ein ruhmstrahlender Mann sich findet;" das will besagen, die Chariten lassen das Menschenherz bei derartigen Gelegenheiten, wie die Feier eines olympischen Sieges ist, den Inbegriff aller Freude und ein wahrhaft seliges Glück verkosten; bei einer solchen Feier, wo ein weiser Mann, das ist nach pindarischem Sprachgebrauch ein gottbegabter Dichter und ein schöner, ruhmstrahlender Mann, — beides zugleich ist der gekrönte Sieger, — wo diese in die Öffentlichkeit treten und den Kreis ihrer Freunde und Mitbürger um sich versammeln und sie einladen zum Mitgenuß der Erfolge, welche ihre Tüchtigkeit ihnen errungen hat, da ist für die Chariten der rechte Zeitpunkt gekommen, in dem sie ihr menschenfreundliches Wesen äußern und ein vollgehäuftes Maß von Wonne und Glück über den Sieger und seine ganze Umgebung ausschütten. Man muß sich eben an die außerordentliche Wertschätzung erinnern, mit welcher bei den Hellenen ein olympischer oder pythischer Sieg angesehen wurde, um zu begreifen, wie man hierin den Gipfel alles Glückes finden konnte; der Tag, an welchem ein Grieche preisgekrönt aus den großen Nationalspielen heimkehrte, war in der That für ihn und seine Mitbürger ein Tag der Glückseligkeit, wie sie kaum einen zweiten zu erleben hoffen durften. Man muß auch bedenken, daß der Dichter, wenn er den Chor führte, neben dem Sieger die Hauptperson beim Feste war und mit ihm in den Glanz und die Ehre des Tages sich teilte; der weise, in der Musenkunst erfahrene Meister prangte mit der Siegespalme, die er sich auf geistigem

Gebiete errungen hatte, mit seinem Chorlied, so herrlich, wie der Olympionike mit seinem Ölzweig [1]). Beide zusammen gaben durch die vereinte Hoheit ihrer Erscheinung der Festfreude einen Aufschwung, der alles mit fortriß und bis zum Entzücken gesteigert so weit über alle gewöhnlichen Freuden des Alltagslebens hinausragte, daß man überirdische Mächte dabei thätig glaubte, welche alle Lieblichkeit und Süßigkeit vom Himmel mitgebracht und in diesen frohen Stunden über die Sterblichen ergossen hätten. Die Lieder Pindars geben uns Anhaltspunkte genug [2]), um von dem Hergang bei einer solchen Siegesfeier eine lebendige Vorstellung zu gewinnen und zu ersehen, daß es wirklich ein großartiges Schauspiel geboten haben muß, wenn der Sieger seinen Einzug in die Vaterstadt hielt, umringt von unermeßlichem Gedränge des Begrüßung jubelnden Volkes, mit dem Lorbeer oder Ölzweig gekrönt, mit Blumen beworfen, ganz umwunden von Kränzen, mit denen auch sein Gespann geziert ward, wenn der Einzug zu Pferd und Wagen geschah; zuerst pflegte er seine Schritte zum Heiligtum der heimatlichen Schutzgottheit zu lenken, um ihr für den erwiesenen Beistand zu danken und den Siegeskranz auf den Altar niederzulegen; vom Tempel weg wendete er sich mit seinem ganzen Gefolge hin zum väterlichen Hause, das schon unzählige Scharen Einheimischer und Fremder belagerten, wo in den Höfen und Sälen die gastlichen Tafeln aufgeschlagen waren, auf denen die Becher, zuvörderst der goldene Ehrenpokal, vom köstlichsten Weine überschäumten. Nicht weniger als die strahlende Heldengestalt des Siegers mußte der Anblick des Chores begeistern, der ihm bei seinem Triumphzuge das Geleite gab und auf der Straße, im Tempel und beim Festmahl sein Lob mit Gesang und Spiel verkündete. Alle am Chor Beteiligten waren mit kostbaren, langwallenden Gewändern angethan, an ihrer Spitze zog der Chor-

---

[1]) Wie sehr Pindar in seinen Oden, die er doch zum Lobe anderer gedichtet hat, die eigene Person in den Vordergrund stellt, ist höchst auffällig; keine Ode, in der er nicht sich selbst nennt, oft spricht er von seinem Ruhm und großen Namen, von seinen Reisen und häuslichen Verhältnissen, legt ausführlich seine Grundsätze dar u. a. ähnl. — [2]) N II, 24; J I, 66; P IX, 124; O III, 6; N V, 53; P XII, 5; O IX, 112; N IX, 2, 51; O VII, 94.

führer einher, lorbeerbekränzt, die Kithara in der Hand, schönen, majestätischen Schrittes, nach dem Vorbild Apollos, der den Chor der delphischen Männer nach Erlegung des pythischen Drachen in dieser Weise geführt hatte [1]). Kein Wunder, wenn Pindar dem entzückenden Schauspiel die Chariten selbst als unzertrennliche Begleiterinnen beigibt, als die unentbehrlichen Schaffnerinnen (Vers 9), die für alles Nötige sorgen, damit die Feier den schönsten Verlauf nehme; sie verklären die Gestalt des Siegers zu einer Hoheit, daß man eine überirdische Erscheinung zu erblicken glaubt [2]); sie verleihen dem Gesang des Chores eine Frische, daß man die hellen Stimmen der Göttinnen selbst zu hören vermeint [3]); sie entzünden in der Menge jene feurige Begeisterung, welche am leichtesten da Platz greift, wo eine reich ausgestattete Natur ihre Vorzüge zum Gemeingut macht, die errungenen Erfolge neidlos mit den Landsleuten wie mit Gliedern einer Familie teilt und die eigene Ehre zur Freude aller so verwertet, als wäre sie von der gütigen Gottheit im Grunde der Gesamtheit zugedacht gewesen und nur zufällig an ihre Person zur weitern Vermittlung geliehen worden. Diese Großherzigkeit und zarte Rücksicht auf andere ist etwas, wofür die Menschen sehr empfänglich sind, wodurch sie am ehesten sich erwärmen und zum Frohsinn stimmen lassen; es ist eine Gabe und ein Geschenk der Chariten, die vollendete Anmut, *das Wesen dessen, was wir jetzt noch unter Grazie verstehen*. Dabei wirkt diese herzgewinnende Eigenschaft in der vorteilhaftesten Weise auf den zurück, der reich und edel genug ist, mit dem Seinigen andern Freude zu machen; denn aus dem mächtigen Eindruck, den seine Gaben und Vorzüge auf andere üben, lernt er erst deren ganzen Wert ermessen und fühlt volle Befriedigung in dem, was ihm selbst zu eigen gehört und womit er auch dem ganzen Kreis seiner Umgebung wohl zu thun vermag. Das auserlesene Glück, welches dieses Bewußtsein bietet, ist so groß, daß selbst die seligen Bewohner des Himmels solche Wonne nicht vermissen wollen.

---

[1]) Hymn. Hom. in Apoll. 335. — [2]) O VI, 76; P V, 42; N VI, 39. — [3]) N X, 1; P IX, 1, 89.

„Denn auch die Götter pflegen nicht ohne die heiligen Chariten Festmahl noch Tanz; über alles Thun im Himmel walten sie.“ Sogar die Seligen im Olymp verlangen nach der Gegenwart der Chariten; denn wenn gleich jeder von ihnen die Fülle der vortrefflichsten Güter besitzt, so würde doch der vereinsamte Genuß derselben keinen Vergleich aushalten mit der geselligen Freude am gegenseitigen Glück, die mit den Chariten sich einstellt; durch sie wird der Besitz des einen auch allen andern genußreich und damit die Seligkeit eines jeden so vielmal vervielfacht, als er Genossen seiner Freude um sich sieht; das Gefühl des eigenen Wohlbefindens wird zur edelsten Lust erhoben durch das Bewußtsein, daß man von Glücklichen umgeben ist und selbst zu ihrem Glücke beiträgt. Und diesen liebevollen Gemeinsinn zu wecken, der vom eigenen Schönen und Guten möglichst allen austeilen will, und ihn mit doppelter Fröhlichkeit zu belohnen, das ist die Bestimmung der Chariten, die sie von ihrem olympischen Vater erhalten haben.

Die folgenden Verse „Thronend neben dem goldbogenbewehrten Apollo, dem Pythier, ehren sie die ewige Majestät des olympischen Vaters“ sind aus den besondern Anschauungen zu erklären, welche sich Pindar über das Entstehen göttlicher Mächte gebildet hatte; eingeweiht in die orphischen Mysterien, wie uns das Altertum bezeugt, hat er selbst hochangesehene Gottheiten wie Apollo nur für zeitliche Geschöpfe eines ewigen, unzeitlichen Gottes gehalten. „In der Zeit ist Apollo geworden,“ sagt er in einem Hymnus und erzählt dann, wie einmal Zeus die übrigen Olympier gefragt habe, ob ihnen all die Pracht des Himmels auch genügend sei oder ob sie noch etwas zu wünschen hätten. Darauf hätten diese geantwortet, sie wünschten noch Gottheiten in ihrer Mitte zu haben, welche alle diese Herrlichkeit nach Gebühr besingen könnten. Da erschuf Zeus den Apollo und die Musen, welche deshalb vorzüglich seine Kinder heißen, weil sie seiner reinsten Güte ihre Entstehung verdanken. In gleichem Sinne ist Zeus in Vers 12 Vater der Chariten genannt und diese heißen Vers 14, 15 „Kinder des höchsten Gottes“, weil sie ebenfalls ein Geschenk seiner ewigen Macht und Güte sind. Ihre Aufgabe ist es, die Schönheit alles Geschaffenen über die Schranken kalter, frostiger Selbstgenügsamkeit

hinauszuheben, einen Austausch der verschieden verteilten Gaben in Fluß zu bringen und das mannigfach zerstreute Gute, eines durch das andere, zu ergänzen und zu vollenden. Mit diesem liebevollen Wesen durchdringen sie alles Thun im Himmel, in allen Freuden der Seligen walten sie; und durch Ausübung ihres herrlichen Amtes erweisen sie zugleich ihrem ewigen Vater die höchste Ehre und den besten Dank dafür, daß er ihnen eine so licht- und freudenvolle Bestimmung gegeben hat.

Nicht so ständig und umfassend wie im Himmel ist die Thätigkeit der Chariten auf Erden; da wirken sie nur in besonderen Stunden der Weihe, in denen sie zu den Sterblichen sich herablassen und ihnen eine Ahnung vollkommenen Glückes zu verkosten geben. Daß eine solche Stunde der Jugend von Orchomenos erscheinen möge, mit dieser Bitte leitet Pindar die Gegenstrophe ein, in welcher er die Chariten einzeln mit Namen anruft, daß sie gnädig auf den herbeigeführten Chor schauen und ihn erhören möchten. Mit einem leichtfüßigen Zug sei er hergekommen, sagt der Dichter mit Anspielung darauf, daß sein Chor aus Knaben zusammengesetzt war, aus Kameraden des Asopios, den wir uns selbst in einem Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren denken müssen, da ältere und gereiftere junge Leute zu Olympia durch ein eigenes Schiedsgericht von den Knabenspielen ausgeschlossen und zu den Männerkämpfen verwiesen wurden. Der Empfang, welcher dem jugendlichen Preisträger in seiner Heimat bereitet wurde, war in kleinerem Maßstabe ein Nachbild des festlichen Einzugs erwachsener Olympioniken und darum fehlte auch der Chor nicht, der ihn zum Charitentempel begleitete. Derselbe nahm, wie sich aus der nachfolgenden Anrufung des Echos schließen läßt, im Freien Aufstellung, vermutlich bei dem Altar, der im Vorhof des Tempels zu stehen pflegte und um den sich die Sänger im Tanzschritt nach dem Rhythmus des Liedes bewegten. Pindar hatte seine Ode in der lydischen Tonart komponiert, deren weiche, heitere Gesangsweisen für einen Knabenchor sich am besten eigneten; in der Regel begleitete den lydischen Ton das Spiel der Flöte [1]),

[1]) O V, 19; N VIII, 14.

das bei einem böotischen Fest ohnehin nicht fehlen durfte, und was wir früher über die laute Fröhlichkeit gesagt haben, die bei den Charitenfesten herrschte, das wird uns in Vers 21 durch den schönen Aufruf des Dichters an das Echo lebhaft vergegenwärtigt; die jugendlichen Stimmen der Sänger neben dem durchdringenden Ton der Flöten schallten mächtig durch den stillen Thalgrund, in dessen Mitte auf grünen Matten der Charitentempel dalag, und widerhallten von den rückwärtigen Berghöhen, welche die Veste Orchomenos trugen, über die weite Fläche des Sees hin. „Dringe noch weiter, o Echo," ruft der Dichter aus, „bis hinab zu den schwarzen Mauern von Persephones Behausung und suche den Kleodamos zu erreichen! Melde ihm die Ehre, die seinem Liebling heute widerfahren ist, damit er noch im Tode sich darüber freue!" Mit dieser wehmütigen Erinnerung an den hingeschiedenen Vater schließt unser Lied; indeß sollte man nach der sonstigen Gewohnheit Pindars jetzt erst den Hauptteil der Ode erwarten, indem ein ehrenvoller Zug aus der Vorgeschichte der siegreichen Familie oder der Stadt Orchomenos herausgegriffen und erzählt wird; wenigstens erwartet man zum Schlusse eines der gewöhnlichen Gebete Pindars, in welchen er die Gottheit anfleht, daß sie dem Geschlechte und der Vaterstadt des Siegers auch fernerhin ihre Gunst schenken und die Stürme der unsicheren Zeiten gnädig abwenden möchten [1]). Eine solche Bitte hat er wohl auch im Sinn, wenn er in Vers 5 und 15 zu den Chariten um Erhörung betet; aber der Teil des Liedes, in welchem diese Bitte ausdrücklich vorgetragen wird, ist verloren; dafür spricht auch die dürftige Anordnung unserer Ode in Strophe und Gegenstrophe, die dem festen Bau der pindarischen Metrik widerspricht; denn diese verlangt stets entweder ein abgeschlossenes System von Strophe, Gegenstrophe und Epode oder eine ansehnliche Reihe gleichmäßig hinfließender Einzelstrophen. Immerhin bleibt auch das erhaltene Bruchstück noch ein herrliches Denkmal griechisch-religiöser Poesie und ist besonders dazu angethan, zum Studium Pindars anzueifern und die darauf verwendete Mühe zu belohnen.

[1]) Pindar dichtete zur Zeit der Perserkriege.

Wir verlassen nun den Ursitz der Charitenverehrung, den engen Bezirk von Böotien, nachdem wir die merkwürdige Umwandlung dargelegt haben, welche die Chariten gleich so vielen anderen hellenischen Gottheiten durchmachten. Anfangs als geheimnisvolle Naturmächte aufgefaßt und verehrt sind sie mit der schnell fortschreitenden Entwicklung der griechischen Poesie dem Menschen immer näher gebracht und anschaulicher gestaltet worden. Schon frühe wurden sie von den Dichtern ihrem dunklen Reich, dem Schoß der Erde, entrückt, wo sie in verborgener Thätigkeit die Keime der Saat hegten und pflegten; die Kraft der Poesie, welche den Hellenen ihren Olymp schuf und bestrebt war, ihn immer mehr zu bevölkern, erhob auch die Chariten unter seine seligen Bewohner; sie bekamen die Aufgabe zugewiesen, den Himmlischen das hohe Glück auszuspenden, das mit der gegenseitigen liebevollen Anteilnahme sich freuender Herzen zur Empfindung kommt; die schönen erhabenen Gedanken, mit welchen griechische Dichter diese Vorstellung von den Chariten bereicherten, haben ihr ein dauerndes Fortleben in der griechischen Religion und darüber hinaus gesichert; der Charitentempel zerfiel, die festlichen Aufzüge der Chöre kamen ab, selbst der Name Charis ist nur unter lateinischem Gewande im Worte Grazie erhalten geblieben, allein der Inhalt des Begriffes Grazie ist bis auf den heutigen Tag noch derselbe, den Pindar in seinem Charitenlied poetisch verklärt aufgestellt hat und den wir nach der vorausgehenden Darlegung in folgende Worte fassen können:

Die Grazie ist eine gesellige Tugend, welche andern zu Gefallen die Vorzüge der Wirklichkeit ins beste Licht zu rücken weiß und durch diese zarte Rücksichtnahme einen erfreuenden und gewinnenden Einfluß auf die Umgebung ausübt.

IV.

Der Name und Ruf der orchomenischen Chariten blieb nicht auf Böotien beschränkt; in allen Teilen Griechenlands, auf den Inseln bis hinüber zum Festland Asiens waren sie gefeierte Lieblinge des Volkes, der Künstler und Dichter; dieses und die folgenden Kapitel sollen nun zunächst dem Nachweis und der Erklärung gewidmet sein, wie der Glaube an die ursprünglich minyeischen Gottheiten so weite Verbreitung erlangen konnte, sollen sodann die landläufige Auffassung klarlegen, die außerhalb Orchomenos und Böotien betreff der Natur der Chariten zur Geltung kam, endlich auch den Einfluß beleuchten, welchen ihr Kult nach verschiedenen Seiten hin auf griechisches Leben und vornehmlich auf griechische Poesie gewonnen hat.

Die weite Ausbreitung des Charitendienstes erhellt zuerst aus den zahlreichen Tempeln und Altären, die ihnen teils allein teils zusammen mit andern Gottheiten an vielen Orten geweiht waren; wir werden die vorzüglichsten davon später im einzelnen aufzählen; vorläufig genügt das Zeugnis des Aristoteles [1]), der von den Charitentempeln sagt, sie seien meistens auf den Märkten der Städte gestanden, um uns die Thatsache zu verbürgen, daß eine Verehrung der Chariten auch über Orchomenos hinaus stattgefunden hat; der Zweck, den man bei so auffälliger Schaustellung ihrer Heiligtümer im Auge hatte, mochte wohl der sein, die Bürger zu friedlichem, einträchtigem Leben in der Gemeinde zu mahnen. Von großer Bedeutung für unseren Gegenstand sind die häufigen Abbildungen der Chariten, welche wir bei alten Schriftstellern erwähnt finden; sie zeigen uns, daß die Darstellung dieser Gottheiten den

[1]) Aristot. ethic Nicom. V, 5. Vgl. O. Müller, Minyer p. 177.

Künstlern eine äußerst dankbare Aufgabe geboten hat. Abgesehen von den Kultbildern, welche für die Tempel der Chariten selbst gearbeitet wurden, pflegte man ihre anmutige Gruppe auch sonst vielfach zu verwerten; mit Vorliebe wurden sie als gefälliger Schmuck den kolossalen Götterstatuen beigegeben, die man in der Blütezeit von Hellas gern anfertigte; so hat Phidias am Throne des olympischen Zeus über dem Haupte des Gottes die Chariten angebracht, die Apollostatue zu Delos trug sie auf der Hand, ebenso das Apollostandbild im Tempel zu Delphi, bei der argivischen Hera waren sie in das Diadem eingesetzt. So wenig wie die Künstler ließen sich die Dichter den reichen Schatz von Poesie entgehen, welcher in der Idee von Gottheiten aller Huld und Anmut lag; ohne Unterschied der Stämme und Zeiten, denen sie angehörten, nützten sie den Namen der Chariten trefflich aus und schon Homer und Hesiod nennen sie häufig und in der ehrenvollsten Weise; sie rühmen ihr jungfräulich holdseliges Wesen, den lieblichen Reigentanz, den sie zusammen mit den Horen und Musen aufführen; sie erteilen in ihren Schilderungen Jünglingen und Mädchen das Lob höchster Schönheit, wenn sie ihnen die wallenden Locken und die hellen Augen der Chariten leihen; häufig versetzen sie dieselben unter das Gefolge anderer Gottheiten, denen sie dann Dienste thun, Schmuck zurichten und die ambrosischen Gewänder weben. Durch die Gedichte des Homer und Hesiod wurden die Chariten auch beim gewöhnlichen Volk bekannt und beliebt, Gebete und Opferspenden wurden ihnen reichlich gebracht, besonders bei Mahlzeiten und öffentlichen Festen, die Beteuerungsformel „bei den Chariten“ war in jedermanns Munde, kurz der Kult der eteokleischen Chariten ist aus einer minyeischen Stammesreligion Gemeingut des griechischen Volkes geworden. Denn es ist wohl zu beachten: Mit wenigen Ausnahmen haben wir überall, wo wir im Altertum von Chariten lesen oder hören, an die orchomenischen Chariten zu denken; nur von Athen und Sparta hebt es Pausanias als etwas Seltsames und Ungewöhnliches hervor, daß dort je zwei einheimische Chariten verehrt wurden, zu Athen die Auxo und Hegemone, zu Sparta die Kleta und Phaenna; sonst aber, so bezeugt er von sich und den Griechen

insgesamt[1]), haben wir von Eteokles belehrt den Brauch zu drei Chariten zu beten. War nun also der Dienst der eteokleischen Chariten in ganz Griechenland volkstümlich geworden, so gab es doch gewisse Gegenden, wo er in besonderem Ansehen stand, so daß noch Pausanias bedeutende Tempel dort vorfand, in denen ihr Kult geübt wurde. Unter diesen Orten, wo sich bis zur römischen Kaiserzeit bemerkenswerte Heiligtümer der Chariten erhalten haben, die Pausanias der Aufnahme in seinen Reisebericht für wert hielt, treffen wir eine gute Zahl von alten minyeischen Niederlassungen an oder von Städten, die früher viel mit den Minyern verkehrt hatten, weshalb der Schluß nicht ungerechtfertigt erscheint, daß die Minyer selbst die Verehrung ihrer heimatlichen Schutzgottheiten in diese fernen Landesteile getragen haben. Um diese Behauptung noch näher zu begründen, wollen wir hier eine Uebersicht über die Kolonien und Handelsverbindungen des Minyervolkes einschalten und dann die vornehmsten Stätten des Charitenkultes danebenhalten, über welche uns aus späterer Zeit am meisten berichtet wird.

Die Minyer waren nicht bloß ein ackerbautreibendes, sondern auch ein seefahrendes Volk; sie wären nicht zu einem so großen Reichtum gelangt, wenn sie nicht die Erzeugnisse ihres fruchtbaren Bodens auch vorteilhaft umzusetzen verstanden hätten; zu diesem Zwecke machten sie aus ihrer Hauptstadt Orchomenos einen Handelsplatz, der einen regen Verkehr mit dem Ausland unterhielt. Zwar ist Orchomenos durch einen Bergzug vom Meere abgeschlossen, allein es hatte an der nahen Stadt Larymna, die jenseits des Ptoon am euböischen Meerbusen gelegen war, einen trefflichen Hafen, durch den es mit der See in Verbindung stand und die großen Vorräte von Früchten, Getreide und Wein, welche die Landschaft lieferte, nach anderen Küstenstädten für Gold und Kostbarkeiten umtauschen konnte; wie denn von jenen Produkten noch gegenwärtig das Land weit über das eigene Bedürfnis hinaus erzeugt und beträchtliche Mengen davon ausführen kann. Daß die

[1]) Pauf. IX, 35, 3.

Minyer wohl vertraut mit der See gewesen sind, das zeigen ihre abenteuerlichen Entdeckungsreisen nach Nordosten, welche Anlaß zur Entstehung der Argonautensage gegeben haben. Das Schiff Argo, das unter Leitung seines Steuermanns Erginos, des Königs von Orchomenos, mit dem Fluge einer Taube an Geschwindigkeit wetteiferte, bezeichnet uns die hohe Vollkommenheit, zu der die Minyer den Schiffsbau gebracht haben, und die glückliche Durchfahrt durch die gefährliche Enge der zwei zusammenschlagenden Felsen, der Symplegaden, gibt uns Kunde von ihrem Bestreben, das schwarze Meer der hellenischen Schifffahrt zu eröffnen und von dem ersten Erfolge, den sie dabei erzielten. Der Charakter einer Handelsstadt wird Orchomenos auch in der Odyssee zugesprochen, wo der Schatten des Agamemnon im Hades den Odysseus fragt, ob er von Orestes nichts gehört habe, in Sparta oder in Pylos oder vielleicht in Orchomenos; es müssen also dort viele Kaufleute und Reisende verkehrt haben, so daß Gelegenheit war, Erkundigungen einzuziehen. Endlich wissen wir, daß Orchomenos ehemals mit mehreren anderen seefahrenden Staaten verbündet war, nämlich mit Ägina, Athen, Epidaurus, Hermione, Nauplia und Prasiä, und es darf sogar als Haupt dieses Bundes angesehen werden; wenigstens berichten die alten Erklärer des Homer[1]), es hätten verschiedene Städte wegen der Sicherheit und Unverletzlichkeit von Orchomenos daselbst ihren Bundesschatz niedergelegt; unter diesen Städten sind wohl keine andern zu verstehen als die obengenannten, die unter dem Namen der Amphiktionie von Kalauria sich zusammengeschlossen hatten; der religiöse Mittelpunkt der Vereinigung war der Poseidontempel auf Kalauria, einer Insel an der argolischen Küste, die Bundesgelder aber gaben die Mitglieder nach Orchomenos in Verwahr, das durch seine geschützte Lage hinter dem Berge den Vorteil größter Sicherheit gegen Überfälle von Seeräubern genoß. Mit Athen kamen zudem die Minyer auch dadurch in nähere Berührung, daß sie eine Zeit lang den athenischen Seehafen Munychia, angeblich mit Erlaubnis des attischen Königs Munychos, in ihrem Besitz hatten[2]). Da wir nun aus Pausanias

[1]) Vgl. O. Müller, Minyer p. 240, A. 3. — [2]) Vgl. O. Müller, Minyer p. 384.

wissen, daß die Athener neben ihren zwei vaterländischen Chariten Auxo und Hegemone auch die drei Chariten des Eteokles verehrten, so nimmt man am einfachsten an, sie haben durch die Minyer selbst Kenntnis von diesen freundlichen Schutzmächten des Landes erhalten; vor dem Eingang zur Akropolis stand zu Pausanias Zeit ihr Heiligtum, in welchem eine Mysterienweihe erteilt wurde; das Innere zierte eine Marmorgruppe der drei Chariten, gearbeitet von Sokrates, dem weisesten aller Griechen [1]). Wie zu Athen, so war noch in mehreren Städten, die am Seebund von Kalauria teil genommen hatten, der Dienst der Chariten vorzüglich heimisch; zu Hermione besaßen sie einen Tempel [2]); zu Argos, das durch seine Hafenstadt Nauplia zur kalaurischen Amphiktionie gehörte, waren in dem weltberühmten Heratempel die Standbilder der Chariten aufgestellt [3]) und die thronende Kolossalstatue der Hera trug sie außerdem noch in ihre Krone eingefügt; Ägina teilte mit Argos nicht nur die Verehrung der Hera, sondern auch der Chariten, wie sich aus Pindar abnehmen läßt, der besonders gern in seinen Liedern an Ägineten der Chariten gedenkt [4]). Die Mutmaßung, es möchte dieser Kult durch die Minyer in alle jene Gegenden verpflanzt worden sein, gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß von alten Schriftstellern regelmäßig gerade in denjenigen Landschaften Anzeichen besonderer Charitenverehrung hervorgehoben werden, nach welchen einmal minyeische Kolonien abgegangen sind. So war es der Fall an der äolischen und jonischen Küste Kleinasiens, wohin die Minyer in starken Zügen auswanderten, als ihr Reich von den Böotern eingenommen wurde und wo dementsprechend auch der Charitenkult vorzüglich blühte. Die Bürger von Smyrna ließen sich Bilder der Chariten durch die berühmtesten Meister herstellen; Apelles malte sie für das Odeon zu Smyrna, Bupalos arbeitete sie in Marmor. In Pergamum zeigte man gleichfalls Werke des Bildhauers Bupalos

[1]) Pauf. IX, 35, 7. — [2]) Pauf. II, 34, 10. — [3]) Pauf. II, 17, 3. — [4]) Von den elf nach Ägina bestimmten Liedern nehmen sieben Bezug auf die Chariten. Daß andererseits im Charitentempel zu Orchomenos die ῞Ηρα τέλεια von Argos verehrt wurde, dafür spricht die Inschrift in Schliemanns Orchomenos p. 58, letztes Bruchstück.

und des parischen Malers Pythagoras, welche die Chariten vorstellten; alle diese Abbildungen trugen, wie Pausanias wiederholt versichert, die altertümlich strenge Gewandung [1]), welche man erst in römischer Zeit aufgegeben hat, weshalb Horaz die Grazien öfters mit Beiwörtern wie solutis zonis ꝛc. ausstattet. Ein anderer Zielpunkt minyeischer Kolonisation war das Grenzland zwischen Elis und Arkadien, wo sich schon vor der Unterwerfung von Orchomenos unter böotische Herrschaft und noch mehr nach derselben Scharen von Minyern festsetzten [2]); die Städte, welche sie dort gründeten, wurden zwar bald nach den Perserkriegen zerstört, wie Makistos, Phrixä, Pyrgon, Nudion, allein der Dienst der Chariten schlug dort in weitem Umkreis feste Wurzeln, so daß Pausanias in Elis wie in Arkadien mehrere ihnen geweihte Tempel angetroffen und in seiner Reisebeschreibung verzeichnet hat [3]). Den verwickelten Irrfahrten endlich, welche einen Zweig der Minyer bis an die Küste von Afrika führten und von denen Pindar in seiner Ode an den König Arkesilas von Kyrene erzählt, haben Otfried Müller und August Böckh emsig nachgespürt und die Ergebnisse ihrer Forschungen machen es erst recht klar, wie weit sich das Kolonisationsgebiet dieses unternehmungslustigen Stammes ausdehnte. Vom Peloponnes, wo flüchtige Minyerhaufen neben den neu eingewanderten Doriern im Gau Amyklä und am Vorgebirge Tänarum eine Zeit lang wohnten, fuhren sie mit Doriern vermischt nach der Insel Kreta hinüber [4]) und halfen Gortyn und andere Städte gründen; passend bringen wir mit dieser Niederlassung die große Anhänglichkeit in Verbindung, welche die Einwohner von Kreta in ihrer Religion für die Charitenverehrung [5]) und in ihrer Verfassung für trautes, geselliges Zusammenleben an den Tag legten. Eine weitere Abteilung dieser peloponnesischen Minyer setzte nach der Insel Thera über [6]), einer der südlichsten Cykladen, welche damals Kallista, die Schönste, hieß, nachher aber durch vulkanische Ausbrüche so verheert wurde, daß nichts als ein schwarzer, ausgebrannter Felsen davon übrig geblieben ist. Diesen

[1]) Pausanias IX, 35, 6, 7. — [2]) O. Müller, Minyer XVIII. — [3]) Pauf. VI, 24, 6; VIII, 34, 3. — [4]) O. Müller, Minyer p. 328. — [5]) Vgl. O. Müller, Dorier I, p. 411. — [6]) O. Müller, Minyer XVI.

Zufluchtsort verließen sie auch wieder, um an der nahen libyschen Küste sich anzusiedeln; dort bauten sie an der großen Syrte eine Stadt, die sich zum mächtigen, reichen Kyrene auswuchs und noch im Zeitalter des Pindar von Königen aus minyeischem Geschlecht beherrscht wurde. Ob sich ein Tempel der Chariten dort befunden hat, kann nicht festgestellt werden; daß jedoch ihr Name nach Afrika gedrungen ist, beweist der Charitenhügel [1]), der nach Angabe des Herodot in der Gegend der Kyrenaika lag; auch läßt es Pindar in seinen Liedern, die er für vornehme Kyrenäer schrieb, an häufiger Anrufung der Chariten nicht fehlen, gewiß in der Überzeugung, hiemit eine Saite anzuschlagen, die auch im fernen Libyen ihren guten Klang bewähren und Eindruck machen werde.

Die besprochenen Wanderungszüge, auf denen die Minyer von einem Ende der griechischen Welt bis zum anderen gelangten, müssen auch zur allgemeinen Verbreitung des orchomenischen Charitendienstes etwas beigetragen haben; bei allen Irrfahrten über Land und Meer begleitete den Stamm das Andenken an die vaterländischen Schutzgottheiten, welchen die Heimat den Segen des Ackerbaues, die Gesittung des Lebens und eine Fülle von Macht und Glück verdankte. Eben diese tiefen und liebenswürdigen Ideen aber, welche den Minyern ihre Religion teuer machten, verschafften derselben auch leichten Eingang bei den übrigen griechischen Stämmen; der frohe Dienst der eteokleischen Chariten fand überall bereitwillige Aufnahme und begeisterte Anhänger; nicht bloß körperlich durch die zufällige Ankunft versprengter Minyerhaufen wurde er nach allen Teilen Griechenlands verpflanzt, sondern mehr noch breitete er sich aus durch seinen geistigen Gehalt und die ihm innewohnende Gemütswärme, welche die Menschen anzog und für sich gewann. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß die Auffassung von dem Wesen der Chariten durch die weite Verbreitung ihres Kultes an Würde eben nicht gewonnen hat; die Züge milder Hoheit, die ihnen als Königinnen von Orchomenos eigen waren

[1]) Herodot IV, 175.

verblaßten im Ausland gar schnell und die Vorstellung, die man sich von ihrer freudigen, fröhlichen Sinnesart machte, nahm auch sehr verschiedene Formen an je nach Beschaffenheit der Personen, in deren Gedankenkreis sie eintrat. Von Plato wird uns erzählt, er habe einem jüngeren Freunde, der ein tüchtiger Charakter war, aber etwas Finsteres und Abstoßendes in seinem Umgang hatte, den Rat gegeben, er solle den Chariten opfern; dadurch werde sich dieser Fehler verlieren. Plato hatte also eine hohe Meinung von dem Walten dieser Gottheiten und betrachtete sie als Mächte, welche die Menschen einander näher bringen und sie bestimmen, daß sie ihre guten Eigenschaften aus dem Grunde der Seele herauf ans Tageslicht treten lassen und so ihren Teil zur Verschönerung irdischen Daseins beitragen. Dagegen herrschte anderswo entschieden die niedrige Anschauung, die Chariten seien vor allem Gottheiten weinseligen Jubels und rauschender Tafelfreuden, und ihre zahlreichsten Verehrer befanden sich unzweifelhaft unter den frohzechenden Tischgesellschaften, von denen gleich der erste Gang des Trinkgelages mit einer Spende für die Chariten eröffnet zu werden pflegte. So hat schon Panyasis, ein epischer Dichter und Zeitgenosse des Pindar, die Ordnung festgestellt: der erste Teil des Gelages gehört den Chariten an, den freundlichen Horen und dem Dionysos; der zweite Teil der kyprischen Göttin und wieder dem Dionysos; den dritten Teil aber solle man nicht mehr mitmachen, meint er, sondern lieber nach Hause gehen; denn der gehöre der Hybris und Ate. In naher Beziehung zu Dionysos standen die Chariten auch in Elis, wo sie keineswegs in fürstlicher Erhabenheit wie zu Orchomenos herrschten; Rosen, Myrten und Würfel waren die Abzeichen, welche ihre vergoldeten Bilder im Tempel daselbst in Händen trugen [1]), und in einem eleischen Hymnus wurde von ihnen und von Dionysos gesungen: „Komme, o Herr Dionysos, in den heiligen Tempel nach Elis, mit den Chariten in den Tempel, Tobender mit dem Stierfuß.“ Ähnlich war es zu Korinth gehalten, „von wo des Dionysos Chariten erschienen mit dem stieropfernden Dithyrambus“ [2]); auch dort versetzte man die Chariten unter das

[1]) Pauf. VI, 24, 6. — [2]) Pindar, O, XIII, 19.

taumelige Gefolge des Weingottes und in den Skolien oder Trinkliedern Pindars kommt ihr Name, obwohl nur wenige Zeilen derselben erhalten sind, doch zweimal vor, freilich in so verderbter Überlieferung, daß sich über den Zusammenhang nichts schließen läßt. Im allgemeinen kann man also sagen, daß die Chariten außerhalb Böotien in der Stufenreihe der Olympier einen sehr untergeordneten Rang einnahmen und nicht selten zusammen mit Dionysos, mit Pan, mit Aphrodite und anderen Wesen aufgeführt sind, durch deren Gesellschaft das schöne Bild etwas getrübt wird, welches uns die Chariten im Himmel thronend und den ewigen Vater anbetend gezeigt hat. Ein Gebiet ihres Wirkens bleibt uns indessen noch zu erörtern übrig, das sich so freundlich und glänzend der Betrachtung aufthut, daß es schon von Pindar einem Garten verglichen worden ist, in welchem nur auserwählte Sterbliche zu arbeiten das Glück haben; dieses Gebiet ist die Poesie, die Kunst der Dichter, deren Verhältnis zu den Chariten wir jetzt besprechen wollen.

V.

Der freundliche Beistand, welchen die Chariten in Bethätigung ihres gütigen Wesens dem Dichter leihen, wird von Hesiod angedeutet, von Pindar des näheren ausgeführt, von Theokrit, einem der letzten klassischen Dichter Griechenlands, in einer derben, dem Geschmack wenig zusagenden Weise übertrieben. Hesiod, der durch seinen Geburtsort Askra wie durch seine Grabstätte in Orchomenos recht eigentlich der Kopaislandschaft angehört, kommt in seiner Theogonie Vers 62—68 auf die Musen zu sprechen, „welche die Gesetze aller Dinge und die Naturen der Unsterblichen besingen; nicht weit vom obersten Gipfel des schneeigen Olympus liegen ihre glänzenden Spielplätze und schönen Behausungen; und neben ihnen haben die Chariten und der Liebreiz ihre Wohnungen in der Fülle der Freuden.“ Dem nahen Zusammenwohnen der sinnenden Musen mit den fröhlichen Chariten liegt der Gedanke zu Grunde, daß die Poesie außer einem erhabenen Stoff auch noch der Kunst lieblicher, gewinnender Darstellung bedarf, um volle Wirkung zu erzielen. Auf ebendieselben zwei Erfordernisse legt auch Pindar das größte Gewicht und in mannigfaltigen Bildern malt er die Unterstützung und Anregung aus, mit welcher Musen und Chariten dem Dichter bei Abfassung des Liedes und beim öffentlichen Vortrage an die Hand gehen, damit etwas Vollkommenes geschaffen werde. Etwa zweihundert Jahre nach Pindar dichtete Theokrit, der berühmte Meister der sizilischen Hirtenpoesie, ein Lied auf die Chariten, welches in die Sammlung seiner Schriften als sechzehnte Idylle aufgenommen ist. Das Gedicht leidet sehr unter dem übelgelaunten Ton, der es beherrscht und nicht eben genußreich zum Lesen macht; Theokrit beklagt sich darin bitter über die geringe Anerkennung, die seine Kunst bei den Zeitgenossen findet; um das schönste Gedicht geben sie nicht den Grünspan, den sie von ihrem Geld abschaben, ruft er aus und um recht grell zu zeigen, daß ein solches Benehmen eine Mißhandlung des Höchsten und Edelsten, ja der Gottheit selbst in sich schließt, kleidet er seine Lieder durch eine kühne Allegorie

in die Person der Chariten und läßt diese von Thür zu Thür bei den geldgierigen Reichen anklopfen, meistens aber schmählich abgewiesen werden. „Dann gehen sie unmutsvoll mit bloßen Füßen wieder nach Hause, wo sie mir hart verweisen die eitle Mühe des Ganges; wiederum mit Verdruß am Boden des leeren Kastens harren sie, niedergebeugt auf die kalten Kniee das Antlitz.“ Gegen Schluß der Idylle wird diese Personifikation wieder aufgegeben, die Chariten werden in ihren Rang als himmlische Schutzgeister der Dichtkunst zurückversetzt und Theokrit faßt den großherzigen Entschluß, trotz Not und Kummer sein Leben lang in ihrer Gesellschaft auszuharren; versöhnend schließt er mit den Versen:

Eteokleische Chariten, Göttinnen, gnädig der Minyer
Stadt Orchomenos, die mit Thebä stritt um den Vorrang,
Bis man mich ruft, will ich warten; gerufen aber betret' ich
Guten Mutes das gastliche Haus mit der Kunst meiner Musen.
Doch von euch laß' ich nimmer; denn ohne die Chariten, welchen
Reiz hat für uns noch die Welt? Mit den Chariten leb' ich
und sterb' ich.

Für Theokrit sind also die Chariten ebensowohl wie die Musen Führerinnen durchs Leben, Hort und Schutz der Dichter, Quell und Ursprung der Poesie; und in dieser Eigenschaft müssen sie auch weiteren Kreisen des Volkes bekannt gewesen sein, weil sonst Theokrit einen unverständlichen Ausdruck gebraucht hätte, wo er sagt, seine Chariten d. i. seine Gedichte bringen ihm nichts ein, und wo er verlangt, daß man die Person der Chariten in seinen Liedern ehren solle. Dieselben galten in der That schon lange vor Theokrit, vielleicht schon zur Zeit des Hesiod, als anerkannte Vertreterinnen der Dichtkunst; jedenfalls teilen sie sich bei Pindar mit den Musen in die Ehre, die Führung der hellenischen Poeten übernommen zu haben, nur daß sie von Pindar weniger zur Sorge für die leiblichen als für die geistigen Bedürfnisse seines Standes herbeigezogen werden. Bei Pindar hören wir nichts von Klagen über Zurücksetzung und Verschmähung; er war ja der Vielumworbene, an den sich Könige und Fürsten mit kostbaren Geschenken wendeten, daß er ihnen ein Preislied widme; er schrieb für die Herrscher

Hieron in Syrakus, Theron in Agrigent, Arkesilas in Kyrene, für ihre Feldherrn und Hofleute, für die reichsten Familien in Griechenland, welche allein die großen Kosten der Beteiligung an den Nationalspielen aufbringen konnten und im Falle des Sieges nicht karg sein mochten gegen den Mann, der ihren Ruhm und ihr Glück verewigen sollte. Daher empfing Pindar für alle seine chorischen Gesänge nicht bloß reichen Geldlohn von den Siegern, welche darin gefeiert waren, sondern oft noch öffentliche Ehrungen von den Städten, in denen sie zum Vortrag kamen; fast in allen bedeutenden Orten Griechenlands hatte er das Bürgerrecht; seine siebente olympische Ode, welche er für den Faustkämpfer Diagoras nach Rhodus lieferte und worin er die Geschichte dieses mächtigen Freistaates behandelt, wurde nach Anordnung der dortigen Behörden auf eherne Tafeln mit goldenen Buchstaben geschrieben und im Athenetempel aufgehängt; die delphische Priesterschaft lud ihn an großen Festen zum Mahle und räumte ihm einen Ehrensitz im Tempel ein. Er hatte also keinen Grund zur Beschwerde, daß seine Chariten bei den Zeitgenossen nicht die gebührende Anerkennung finden, wohl aber hatte er der Gottheit zu danken für viele und glänzende Erfolge, womit sie ihn, ihren Liebling, auszeichnete. Und dies thut er in vollem Maße, indem er die Vorzüge seiner Dichtungen zum großen Teil auf Eingebung der Chariten zurückführt, die ihm angefangen vom ersten Entwurf seiner Lieder bis zum vollendeten Triumph bei der öffentlichen Aufführung fortgesetzt ratend und helfend zur Seite stehen. Es ist einleuchtend, daß für unsere Frage, das Verhältnis der Chariten zur Poesie betreffend, das Urteil eines solchen Mannes von entscheidender Wichtigkeit sein muß und darum wollen wir die Stellen, in denen er sich hierüber ausspricht, der Reihe nach vornehmen und uns daraus Aufschluß über seine diesbezüglichen Anschauungen erholen.

Die Siegeslieder oder Epinikien Pindars gehören in die Klasse der Gelegenheitsgedichte und haben deshalb außer dem allgemeinen Zweck, den jede Poesie verfolgt, noch ein besonderes, näheres Ziel anzustreben, nämlich die Ehre des Bestellers zu fördern und seinen Namen in weite Ferne bekannt zu machen. Pindar glaubt nun

diesen Zweck am besten zu erreichen, wenn er die allgemeine Aufgabe der Poesie befriedigend löst und aus Gedanken, Sprache, Rhythmus und Musik ein Kunstwerk schafft, das auf die Zuhörer mit zündender Gewalt wirkt und sofort ihre Liebe und Bewunderung gewinnt. Dadurch lenkt der Dichter die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf seinen Helden und für lange Zeit beschäftigt sich alles mit dessen Person und Verdiensten; Denken und Reden ist in Anspruch genommen von dem tiefen Eindruck, den sein Lob in der Öffentlichkeit hinterlassen hat; die Erinnerung führt immer wieder darauf zurück, von der herrlichen Feier seines Sieges zu sprechen und allerorts zu rühmen, was man über ihn Schönes aus dem Munde des weisen Sängers vernommen hat; das Gerücht beginnt seine wundersame Thätigkeit und überhebt den Dichter jeder Sorge um das Gelingen seines Auftrags; denn sowie er einmal das Feuer der Begeisterung zu solcher Höhe gebracht hat, daß der tausendfältige Hauch der Fama über die angefachten Flammen herstürzt, wachsen Ruhm und Ehre mit unbegreiflicher Schnelligkeit riesengroß. In einem kühnen Bilde veranschaulicht uns die neunte olympische Ode Pindars diesen Vorgang; der Dichter hat sie einem Ringkämpfer aus Opus im Lande der epiknemidischen Lokrer gewidmet und sagt in der ersten Epode dieses Gesanges, er werde die ganze Stadt mit seinem Liede in Brand stecken, und gleichwie die Röte einer Feuersbrunst im Augenblick über Land und Meer hin einem jeden verkündigt, was geschehen ist, so werde sein Lied schneller als jeder andere Bote ganz Griechenland kund thun, daß zu Opus ein olympischer Sieger erstanden ist:

> So will ich, indem ich die liebe Stadt
> Mit der Glut feuriger Lieder entflamme,
> Noch schneller als ein edles Roß
> Und als ein mit dem Winde fliegendes Schiff
> Überallhin die Siegesbotschaft tragen,
> Wenn ich anders mit berufener Hand
> Der Chariten köstlichen Garten pflege;
> Denn sie gewähren alle Wonne; und gut und weise
> Werden die Menschen immer nur mit Gottes Willen.

Mit großem Selbstvertrauen spricht hier Pindar im voraus von der mächtigen Wirkung seines Gesanges, verbindet aber damit in wohlthuender Bescheidenheit das Eingeständnis, daß er den Anforderungen des übernommenen Auftrags nur mit Hilfe der Gottheit gerecht werden könne; mit ihrer Unterstützung allein vermag er etwas zu schaffen, was die Herzen erwärmen und den Ruf des Siegers heben und ausbreiten muß. Wenn er für diese Gottheit, auf deren Beistand er hofft, in unserem Lied den Namen der Chariten nennt, wenn er aus ihrem Garten eine Blume zu reichen verspricht, so liegt darin eine besondere Beziehung auf den nachfolgenden Inhalt des Liedes eingeschlossen; dasselbe behandelt nämlich das zarte Thema treuer Freundschaft, wie sie zwischen dem Ringer Epharmostus stattfand, an den die Ode geschickt worden ist, und zwischen seinem Landsmann Lampromachus, der ebenfalls den athletischen Künsten ergeben war und schon früher einmal in den isthmischen Spielen am gleichen Tage mit Epharmostus gesiegt hatte. Pindar hinwiederum war durch gegenseitige Gastfreundschaft mit Lampromachus verbunden und so führten ihn die Umstände auf die Wahl eines Gegenstandes, dessen dichterische Behandlung für die Opuntier ebenso schmeichelhaft wie für die beiden siegreichen Kämpfer ehrenvoll war. Die Ode greift nämlich zurück auf die Blütezeit von Opus, wo in dieser Stadt ein König herrschte aus Deukalions Geschlecht, so hochberühmt durch Kraft und Adel, daß von überallher die Fremden kamen, um ihn kennen zu lernen; an seinem glänzenden Hofe brachte auch Patroklus, der Sohn des Menötius, seine ersten Jugendjahre zu und so ging von Opus der Mann aus, dessen Waffenbrüderschaft mit Achilles das Altertum zum Ideal der Freundesliebe erhoben hat. Die Heldenthaten, welche die beiden zusammen vollbrachten, zählt Pindar ausführlich auf und stellt dann unmittelbar daneben das Lob des Freundespaares Epharmostus und Lampromachus, die auch zusammen gekämpft und gesiegt haben. Das Lied, welches den Verhältnissen so gut angepaßt war, verfehlte seine Wirkung gewiß nicht und Pindar durfte wohl im voraus Großes versprechen, da er sich bewußt war, daß er hinter den erregten Erwartungen nicht zurückbleiben werde. Diese neunte olympische Ode kann uns indessen

durch die Feinheit ihrer Anordnung auch noch zum Verständnis vieler anderer Oden anleiten, in denen allen die Aufmerksamkeit der Zuhörer von Anfang an gespannt wird durch Ankündigung eines Liedes, das man den Chariten verdanke, das also aus dem Quell göttlicher Eingebung geflossen sei; dieser Ankündigung folgt dann jedesmal ein Gesang, welcher die zartesten Verhältnisse des Lebens, Freundschaft, Eltern-, Geschwister- und Gattenliebe behandelt und durch treffende Beispiele aus den alten Sagen beleuchtet; es ist eine leichte und angenehme Aufgabe, die nötigen Belege zu dieser Behauptung aus Pindars Werken hier folgen zu lassen.

Die 6. pythische Ode, gerichtet an Xenokrates, den Bruder des Tyrannen Theron in Agrigent, beginnt mit dem Anruf:

> Horchet auf! . . . .
> Wahrlich der Chariten Flur bebauen wir.

Xenokrates hatte seinen Sohn Thrasybul mit einem Gespann nach Delphi geschickt, daß er sich dort im Wagenrennen um den Sieg bewerbe; Thrasybul gewann wirklich den Preis, ließ aber nicht sich als Sieger ausrufen, sondern seinen Vater, dessen Wagenlenker er nur gewesen sei. Pindar rühmt diesen Beweis kindlichen Sinnes in seiner Ode mit schwungvollen Worten; dem liebenswürdigsten unter den Helden der Vorzeit eifere Thrasybul nach, dem Antilochus, der für seinen Vater, den greisen Nestor, das junge Leben hinzuopfern bereit war. Denn da im Schlachtgetümmel vor Troja die Pferde des Nestor einst von Paris Pfeilen getroffen worden waren, fiel der Äthiopenfürst Memnon über den schwachen Greis her und hätte ihn erschlagen, wenn nicht auf sein Hilfgeschrei Antilochus herbeigeeilt wäre. Dieser lenkte den Angriff auf sich ab und hielt dem übermächtigen Gegner stand, bis der Vater einen andern Wagen bestiegen hatte und entronnen war; dann aber sank er unter den Streichen des gewaltigen Memnon in den blutigen Tod. Sein tragisches Schicksal wird uns von Pindar in so ergreifender Lebendigkeit vor Augen geführt, daß man gerne bekennt, er habe mit diesem Liede eine köstliche Frucht auf dem Gebiete der Chariten geerntet.

Die 4. isthmische Ode ist überschrieben an den Ringer und Faustkämpfer Phylakidas von Ägina, den Sohn des Lampon; sie gilt jedoch ebensowohl seinem Bruder Pytheas, der mit ihm wetteifernd einen Sieg nach dem andern von Nemea und vom Isthmus heimbrachte. Die Einleitung schließt der Dichter mit den Versen:

> Ich bin mit den Chariten zu den Söhnen des Lampon gekommen
> In diese wohlbestellte Stadt,

und bereitet hiedurch die Festversammlung vor auf das, was sie zu erwarten habe: Einen Gesang von brüderlichem Einvernehmen und vom Glücke einer Familie, in welcher die Söhne an Tüchtigkeit Ebenbilder des Vaters geworden sind. So sei es beim Geschlecht des Äakus gewesen, des alten Königs von Ägina, dessen Söhne Telamon und Peleus selbst viel Ruhmvolles vollbrachten und wieder Väter heldenhafter Söhne wurden, des Aias und Achilles nämlich, deren Stärke die Trojaner im fernen Asien erfahren haben. Solche Geschlechter vom Schlag der Äakiden gebe es noch gegenwärtig in Ägina, behauptet Pindar in leicht verständlicher Hindeutung auf Lampons Haus, und bringt für diese Behauptung einen vollgiltigen Beweis bei. Die Ode ist nämlich etwa drei Jahre nach der Schlacht bei Salamis, also im Jahre 477, geschrieben, kurz nachdem die Asiaten den Mut und die Kraft des Griechenvolkes so schwer zu fühlen bekommen hatten. In dieser Schlacht überglänzten die Ägineten sogar die Athener an Tapferkeit und trugen das meiste zu dem glücklichen Ausgang bei; darum vergleicht Pindar ihr Verdienst mit einem Turme, an den sein poetisches Vermögen schwer hinanreiche; er hatte sich ja mit den übrigen vornehmen Thebanern dem Xerxes ergeben, die Bürger von Ägina aber führten die Sache Griechenlands, an der er verzweifelte, zu einem guten Ende; sie sind ihm Männer von der Art der alten Heroen:

> Das hat jetzt im Kriege Salamis, des Aias Stadt, gezeigt,
> Da es gerettet wurde durch Seemannskraft
> Bei dem menschenvertilgenden Wetter des Zeus
> In hageldichtem Morden unzähliger Männer.

Ohne Zweifel waren auch die Söhne des Lampon bei der Schlacht beteiligt; daß sie nach Besiegung der Feinde nicht unthätig der Ruhe pflegten, sondern in den großen Kampfspielen den Preis der Tüchtigkeit auch unter ihren Landsleuten erringen wollten, das hat ihnen Pindar mit dem Beistand der Chariten in einem Liede gelohnt, welches ihre edle, brüderlich gleiche Sinnesart verewigte.

Ganz ähnlich wie die eben besprochene kündigt der Dichter die 7. isthmische Ode zum Schlusse der Einleitung als ein Charitenlied an:

Es muß ein Sohn des siebenthorigen Theben
An Ägina das Beste der Chariten reichen.

Gewidmet ist die Ode dem Ringer und Faustkämpfer Kleandrus aus Ägina, verfaßt wurde sie nach der Schlacht bei Platää, als die erzürnten Griechen über das persisch gesinnte Theben strenges Gericht gehalten hatten; darum geht Pindar mit schwerem Herzen daran, Kränze zu winden und das fröhliche Musenspiel zu treiben; doch hofft er, es werde alles wieder gut werden, „da ein gütiger Gott wenigstens die unerträgliche Kriegsnot, den Tantalusfelsen, der über Griechenland schwebte, abgewendet hat.“ Das größte Vertrauen setzt er auf die Ägineten, die durch ihre Fürsprache und Vermittlung den Haß gegen Theben wohl besänftigen könnten; deshalb erinnert er an die alte Mythe, daß Theba und Ägina Schwestern gewesen seien, Töchter des Stromgottes Asopus; Ägina wurde die Stammmutter des Äakidengeschlechtes, welches zu preisen er als Bürger der Schwesterstadt ein besonderes Recht hat; das Schönste, was ihm die Chariten eingegeben haben, will er zu einem Preisgesang auf Ägina gestalten. Wirklich ist das Lied durch seine milde, um Versöhnung bittende Haltung wie auch durch die Auswahl der behandelten Mythen das weichste und zarteste geworden, das wir von Pindar besitzen; es schildert zuerst das Glück des Äakiden Peleus, der nach feierlicher Beratschlagung aller Olympier mit der Göttinn Thetis vermählt wurde, dann den Jammer der Totenklage an der Leiche ihres Sohnes Achilles,

welchen die Mutter den Unsterblichen gleich geboren hatte und den sie doch wie den armseligsten Menschen in den Tod dahinsinken sah; die wehmütige, zwischen Freude und Trauer schwebende Stimmung macht den Gesang zu einem Kleinod in dem Schatze der pindarischen Poesie.

Die 4. nemeische Ode schrieb Pindar für den äginetischen Knaben Timasarchus, der im Ringkampf zwar gesiegt hatte, dabei aber von seinem Gegner übel zugerichtet worden war. Pindar tröstet ihn: Die Schmerzen, die er auszustehen hat, werden bald vorübergehen; die Ehre aber, die er verdient hat, wird bleiben, weil sie in einem Liede besungen wurde, bei dem die Chariten gnädig mitgeholfen haben:

Fröhlichkeit ist der beste Arzt nach überstandner Mühsal
Und die verständigen Musenkinder, die Lieder,
Locken sie schmeichelnd herbei; nicht warmes Wasser
Schafft so wohl Erquickung dem Leibe als der Lobgesang thut
Zur Phorminx erschallend; und dauernder als die That
Lebt die Rede fort, wenn sie der Mund mit Vergunst der Chariten
Einem tiefen Gemüte entnommen hat.

Anknüpfend an die Bedrängnis, in welche der Knabe gekommen war, zeigt Pindar, daß es einen Sieg nur für den gebe, der gelernt habe, kleine Niederlagen zu überstehen. Auch die Äakiden mußten Schweres erdulden; Peleus wurde flüchtig aus Ägina und suchte in Jolkus beim Minyerkönig Akastus eine neue Heimat; aber die Königin, deren Verführungskünsten er widerstand, verleumdete ihn bei ihrem Gemahl und dieser legte ihm einen Hinterhalt, dem er nur durch den Kentauren Chiron entrann, welchen ihm Zeus zu Hilfe gesandt hatte. Seine Frömmigkeit gefiel den Göttern so sehr, daß sie einmütig beschlossen, ihm aus ihrer Mitte die Thetis zur Gemahlin zu geben; die Beherrscher des Himmels und des Meeres fanden sich zu seiner Hochzeit ein, brachten ihm Geschenke mit und saßen mit ihm an einer Tafel. Der Kern des Liedes, die Lehre, daß auf eine gut zugebrachte

Jugend ein glückliches Leben folge, ist wirklich im tiefsten Herzensgrund aus inniger Liebe zur Jugend erwachsen und mit dem Beistand der Chariten zu einem holdseligen Gesang erblüht. Die Erinnerung an des Timasarchus dahingeschiedenen Vater, welcher selbst lyrischer Dichter gewesen war, verstärkt noch den warmen, gemütvollen Eindruck, welchen das Lied macht. „Wenn der Vater des Sonnenlichtes sich noch erfreute, wie würde er die Laute schlagen, sinnend auf mannigfache Weisen für Siegesgesänge!"

In der 10. nemeischen Ode beginnt die erste Strophe mit den Versen:

> Des Danaus Stadt, ihr Chariten, ...
> Argos besinget, der Hera gottgeziemenden Wohnsitz!

Die Ode wurde verfaßt zu Ehren des Argivers Theaios, der im Ringen den Preis gewonnen hatte; sein ganzes Geschlecht von mütterlicher Seite war ungemein reich an ausgezeichneten Kämpfern und hatte dieses Glück nach alter Überlieferung den Dioskuren zu verdanken, die einst im Hause eines Urahns des Theaios eingekehrt waren und gastliche Bewirtung erfahren hatten. Dem entsprechend bildet den Hauptinhalt des Gesanges jener rührende Mythus von der Liebe, die Polydeukes gegen seinen Bruder Kastor bewies, als derselbe im Kampfe gegen Idas und Lynkeus gefallen war; da betete Polydeukes zu seinem Vater Zeus, er möge ihn auch sterben lassen, weil er lieber mit seinem Bruder die finstere Todesgruft teilen, als ohne ihn eines ewigen Lebens im Olymp genießen wolle. Daraufhin nahm Zeus dem Polydeukes zur Hälfte die Gabe der Unsterblichkeit und übertrug sie auf Kastor, so daß abwechselnd immer der eine im Grabe liegend dem andern seinen Platz im Olymp einräumt. Ehe die ausführliche Erzählung des Mythus beginnt, ist Vers 38 wiederum der Chariten Erwähnung gethan:

> Deinem mütterlichen, vielbekannten Geschlecht, o Theaios,
> Folgt Kampfglück häufig und Ehre
> Durch der Chariten und Tyndariden Gunst.

Die Söhne des Tyndareus also, das sind die Dioskuren, machten bei den Kampfspielen, welchen sie von Zeus zur Aufsicht und Lenkung beigeordnet waren, ihren Einfluß für das Haus des Theaios geltend, und die Chariten sorgten dafür, daß die gewonnenen Auszeichnungen in würdiger Weise gelobt und besungen wurden. Das „vielbekannte" Geschlecht des Theaios war ohne Zweifel noch in zahlreichen anderen Epinikien verherrlicht; in dem unsrigen ist der Stoff so ansprechend und zum Herzen dringend gewählt, daß die Chariten darin ihre ganze Meisterschaft in Bewegung des Gemütes aufgeboten zu haben scheinen.

Der Anfang der 9. pythischen Ode, die einem vornehmen Kyrenäer Telesikrates zugeeignet ist, lautet folgendermaßen:

> Von dem erzbeschildeten Sieger, von Telesikrates,
> Meldung zu thun will ich meine Stimme erheben
> Mit den festlich gewandeten Chariten.

Der gepriesene Held hatte zu Delphi den Wettlauf in der Waffenrüstung, belastet mit dem ehernen Schilde, mitgemacht und als erster das Ziel erreicht. Der ihm gewidmete Lobgesang ist von bedeutendem Umfang und nimmt auch seinem poetischen Werte nach eine hervorragende Stellung in Pindars Werken ein; mit Rücksicht darauf, daß Telesikrates zu jener Zeit gerade auf Freiersfüßen ging, sind in dem Gedicht zwei anmutige Liebesidyllen behandelt, zuerst die Sage von der kühnen Jägerin Kyrene, die in Thessalien die Wälder durchschweifte und die wilden Tiere ausrottete; einmal als sie mit einem Löwen kämpfte, sah sie Apollo und beschloß in Bewunderung ihres Mutes und ihrer Stärke, sie zu seiner Braut und zu einer mächtigen Königin zu machen; er führte sie auf seinem goldenen Wagen nach Afrika und setzte sie zur Herrin des kyrenäischen Landes ein. Diese Erzählung nebst dem Lob des Telesikrates, „den sich alle kyrenäischen Jungfrauen zum Gemahl, alle Frauen zum Sohne wünschen", füllt den ersten Teil der Ode aus, neunzig lange Verse, welche keine geringen Anforderungen an die Kräfte des Chores stellten, der sie vorzutragen hatte. Gleichwohl nimmt Pindar noch einen neuen Mythus

in Angriff, schöpft aber vorher sozusagen frischen Atem, indem er mit einem kurzen Gebet die Chariten anruft:

. . . . Der hellstimmigen Chariten
Reine Erleuchtung verlasse mich nicht!

Dann beginnt er von der Brautfahrt des Alexidamos, wie derselbe nach der libyschen Stadt Irasa hinzog, wo der König Antaios einen Wettlauf veranstaltete; an das Ende der Rennbahn stellte er seine Tochter und kündigte den Bewerbern an, wer zuerst sie am Kleid berühre, der solle ihre Hand und das Königreich besitzen; Alexidamos war der Glückliche und unter dem Jubel der numidischen Wüstenreiter führte er sich eine Gemahlin als Preis vom Spiele weg. Die beiden Abteilungen des Festliedes sind in einem äußerst heitern, muntern Ton gehalten und diese Stimmung sowohl wie der erotische Inhalt des Liedes mag den Dichter veranlaßt haben, zweimal nachdrücklich die Mitwirkung der Chariten bei der Abfassung wie beim Vortrag der Ode zu betonen; ja er spricht von ihnen, wie wenn sie persönlich im Festgewand zum Siegeszug sich eingefunden hätten, um ihre Teilnahme am Glück und an der Freude des Telesikrates zu bezeigen, mit ihren hellen Stimmen im Chor mitzusingen, den Dichter mit stets neuer Begeisterung zu erfüllen und bei ihm wie bei dem Chor und bei den Zuhörern keine Abspannung und Ermüdung aufkommen zu lassen.

Wir können die Proben, die wir bisher von Äußerungen Pindars über die Chariten mitgeteilt haben, in eine Klasse zusammenfassen, welche dann nicht die meisten, aber die wichtigsten auf die Chariten bezüglichen Hinweisungen Pindars enthält; in allen den angeführten Stellen wird nämlich nicht bloß einfach etwas von den Chariten ausgesagt, sondern ihr Name nimmt einen ausgezeichneten Platz in dem Grundplan des Liedes ein, indem er entweder unmittelbar an der Spitze der Ode steht oder die Einleitung abschließt und zum Hauptthema des Gesanges überführt. Wie ein hohes Portal stellt Pindar den Charitennamen an den Eingang dieser Lieder in wohlberechneter Absicht. Der Zuhörer soll bei Zeiten darüber aufgeklärt werden, daß es einen Lustgang

durch das reizende Gebiet der Charitenpoesie gelte; nicht Regeln verständiger Lebensweisheit oder Grundsätze hoher Staatsklugheit sollen erörtert, nicht starrer Mannesmut und strenge Verstandestugend sollen gefeiert werden, sondern die weichsten Regungen des Gemütes, kindliche Dankbarkeit, innig frommer Sinn, aufopfernde Freundschaft, bräutliche Liebe verspricht der Dichter dem Zuhörer in lebendigen Gestalten vor Augen zu führen, damit sie ihn als die echten Kinder der Grazie durch ihr bezauberndes Spiel erfreuen. Die vorherige Ankündigung eines lieblichen und liebenswürdigen Themas erleichtert das Verständnis des Gesanges sehr und erhöht durch die Spannung, welche sie erregt und welche Pindar dann so befriedigend wieder löst, wesentlich den Genuß an dem poetischen Kunstwerk. Von diesem Gesichtspunkt aus sind noch zwei weitere, die Chariten betreffende Stellen zu beurteilen, welche wir deshalb der nämlichen Klasse wie die vorausgehenden zuteilen wollen; der Charitenname hat darin ebenfalls einen merkwürdigen Platz bekommen, aber nicht am Anfang, sondern am Schlusse des Liedes; in der 9. nemeischen Ode nämlich lauten die letzten Verse:

. . . . . . O Vater Zeus,
Ich bitte, daß ich solche Heldenkraft darf singen
Mit den Chariten und besser als viele preisen
Den Sieg, zunächst treffend dem Ziele der Musen.

Die Erklärung dieses seltsamen Abschlusses ergibt sich leicht aus den Verhältnissen, unter denen die Ode zum Vortrag kam; sie ist zu Ehren des sizilischen Feldherrn Chromios verfaßt und wurde bei seinem Einzug in die Stadt auf dem Weg nach seinem Palaste gesungen; dort war schon ein großes Festmahl zugerichtet, bei welchem Pindar nochmal im Wettstreit mit andern Dichtern und Chören auftreten sollte; zu diesem Zwecke hatte er ein zweites Lied vorbereitet, mit dem er alle seine Nebenbuhler zu überbieten hoffte. Dasselbe ist uns nicht erhalten; aber die letzten Verse der obigen Ode leiten schon zu jener zweiten anschließenden Ode über und verraten uns vom Inhalt derselben wenigstens das eine, daß er dem Kreis der Chariten entnommen war und deshalb den Dichter unbesorgt um den Ausgang in den Sängerkrieg eintreten ließ.

Die zweite hieher gehörige Stelle bildet den Schluß der 5. nemeischen Ode, in welcher Pytheas, der schon früher genannte Sohn des Lampon, gefeiert wird. Derselbe war damals noch ein Knabe und die Zeit der Abfassung fällt also mehrere Jahre vor die salaminische Schlacht. Zu Ende des Liedes wird nun ein gewisser Themistios, wahrscheinlich ein Verwandter des Pytheas [1]), ehrenvoll genannt:

> Rufe es laut! Als Faustkämpfer und im Pankration
> Hat er zu Epidaurus doppelte Siegesehre gewonnen,
> Und bringt zur Vorhalle des Äakus frischgrünende
> Blumenkränze mit den blondlockigen Chariten.

Leicht verständlich ist hier die Anspielung auf den Brauch, bei der Rückkehr von den Kampfspielen zuerst zum Tempel der heimatlichen Schutzgottheit, in unserem Falle zum prächtigen Äakeion der Ägineten zu ziehen und dort in der Vorhalle, ehe man im Heiligtum selbst sein Dankgebet verrichtete, die gewonnenen Kränze zum dauernden Andenken aufzuhängen. Daß Themistios dieser Sitte in Begleitung der blonden Chariten nachgekommen sei, scheint eine Hinweisung auf fröhliche erotische Gesänge zu enthalten, unter denen er seinen Zug zum Tempel abhielt. Das helle Goldhaar, im Altertum eine gewöhnliche Zierde jugendschöner Götter und Heroen, erinnert sogleich an die Auffassung der Chariten als Liebesgottheiten, welche besonders dem spätern Altertum geläufig war. Die Begriffe Grazie und Liebe sind eben so nahe verwandt, daß die Trägerinnen des einen Namens notwendig auch vom andern etwas annehmen mußten. Denn wenn nach unserer früheren Erklärung, die wir aus Pindars Ode an die orchomenischen Chariten abgeleitet haben, die Grazie das Geschick ist, die lichteste und angenehmste Seite an den Dingen herauszufinden und in den Vordergrund zu rücken, so sieht man leicht, daß sie durch ihr Auftreten überall den Eindruck liebevoll besorgten Eifers um das Wohl ihrer Umgebung machen muß; insofern sind die Anmuts-

[1]) Aber nicht sein Großvater, wie die Scholien vermuten, sondern vielleicht ein Geschwisterkind, das den Namen des Großvaters trug.

göttinen auch bei Pindar wahrhaftige Liebesgottheiten und sie werden es noch mehr, wenn sie den Dichter zu einem Liede begeistern, wie das dem Telesikrates gewidmete eines war, dessen Inhalt sich ganz und gar um glückliche Vermählung und Hochzeitsfeier dreht. Ähnlich wird man sich jene Chorgesänge denken müssen, mit welchen die blondlockigen Chariten dem Themistios das Geleite zum Äakustempel gegeben haben.

Eine zweite Klasse von Stellen, in welchen Pindar die Chariten nur nebenbei erwähnt, ohne ihnen einen maßgebenden Einfluß auf das Zustandekommen der Dichtung zuzuschreiben, können wir kürzer abhandeln. Die Chariten erscheinen hier durchweg als die Genien geselliger Fröhlichkeit. Das frische, freudige Leben, das sich beim Festzug entwickelt, ist ihr Werk [1]); die ganze Stadt begeht mit den Chariten den Ehrentag des siegreichen Mitbürgers und seines Hauses [2]); Zeus selbst schaut um der Chariten, seiner lieben Kinder willen, gnädig auf die Festversammlung [3]). Die Götter also den Menschen und die Menschen unter sich zu befreunden, dazu sind die Chariten vor allem willig und geschickt und die Mittel, deren sie dazu sich bedienen, sind die höheren geistigen Genüsse, welchen sie den Sterblichen mit der edlen Sangeskunst vom Himmel gebracht haben. Am reichlichsten spenden sie natürlich dem Helden des Tages von der Süßigkeit ihrer Gaben; die Blüten begeisterten Lobgesangs bieten sie ihm zum Geschenke dar [4]); sie überkleiden ihn bei seinem Triumphzuge mit dem Schimmer überirdischer Hoheit und verleihen seiner Gestalt Anteil an der lieblichen Würde und Anmut, die ihr eigenes Wesen ausmacht. „Wie der Abendstern glänzte er im Kreise der Chariten" [5]), „Dich bestrahlen die schönlockigen Chariten" [6]), in dergleichen Ausrufungen belehrt uns Pindar hinlänglich, durch wessen Gunst die Person des Siegers zum leuchtenden Stolz und Schmuck des Festes geworden ist. Die gleiche selige Freude aber, welche die Chariten dem Sieger selbst in die Brust hauchen, breitet sich auch über sein ganzes Geschlecht aus; wie die Gefilde unter des Himmels Tau neu aufleben, so ein

[1]) J. III, 8. — [2]) O. VII, 93. — [3]) O. IV, 9. — [4]) O. II, 55. — [5]) N. VI, 38. — [6]) P. V, 45.

Stamm, welcher lange der Siegesehre entbehrt hat und nun doch wieder Sprößlinge getrieben hat, welche den Kampf wagen und gewinnen und „der Chariten schönsten Tau“ [1]), die Fülle der Siegeshymnen, auf ihr väterliches Haus herabziehen. Wo also die Chariten mit den Menschen verkehren, da ist jugendlich blühendes Leben und Gedeihen [2]); umgekehrt, wo sie sich fernhalten, da ist Mißgestalt, Unbeliebtheit und Vereinsamung [3]). Dies ist der leitende Gedanke, nach dem sich die schon citierten und noch einige andere Stellen [4]) in eine Klasse vereinigen lassen. Haben die Chariten in der ersten Abteilung von Stellen, die wir ausgeschieden haben, vor dem Feste ihres anmutigen Amtes gewaltet, indem sie den Entwurf zum Festlied, „die süße Frucht des Geistes“, im Dichter gezeitigt haben, so sind sie zufolge der Auffassung, wie sie aus der zweiten Klasse der angeführten Stellen Pindars hervorgeht, auch während des Festes thätig und tragen das Beste zu einem glänzenden Verlauf der Feier bei.

In eine dritte und letzte Klasse endlich können wir alles das unterbringen, was bei Pindar über die Charis in der Einzahl ausgesagt ist; sowie nämlich Pindar in der Regel vom ganzen Chor der Musen spricht, manchmal jedoch an eine einzige Muse sich wendet, die er dann seine Mutter, die heilige, goldene nennt, auf welche er zumeist sein Vertrauen setze, so wechselt er auch mit Einzahl und Mehrzahl im Gebrauch der Namen Charis und Chariten ab. Dabei entsteht nun die Schwierigkeit, den Singular Charis, als Persönlichkeit gefaßt, zu unterscheiden von dem bekannten griechischen Wort *χάρις*, welches Dankbarkeit, Freude oder Anmut bedeutet. Eine ganze Reihe von Stellen könnte man aufzählen, bei welchen die Herausgeber Pindars unschlüssig vor dieser Frage stehen und die Meinungen schwanken, indem sich die einen für die Schreibung *χάρις*, die andern für ***Χάρις*** entscheiden. Die Unklarheit wird um so größer, weil mehrere von diesen Stellen zu den dunkelsten bei Pindar gehören und ihr Sinn nicht genau

[1]) J. V, 59. — [2]) P. VIII, 22. — [3]) P. II, 42. — [4]) J. I, 6; J. II, 19; fragm. prosod. 3.

erfaßt werden kann. Scheiden wir nun zuerst diejenigen Verse [1]) aus, in denen das Wort *χάρις* ziemlich deutlich den allgemeinen Gattungsbegriff „Dank“ enthält und demgemäß zu übersetzen ist, so bleiben noch gegen zwanzig Stellen übrig, bei denen man zweifeln kann, ob Pindar über die Göttin Charis etwas darin aussagen wollte oder nicht. Bei dreien von diesen Stellen, nämlich O. I, 18; VII, 5; VIII, 80 hat *χάρις* einen objektiven Genitiv bei sich und ist, seiner Ableitung von *χαίρω* entsprechend, zu übersetzen mit „Freude wegen Pisa und Pherenikos, Freude am Gastmahl, Freude an den Blutsverwandten“, folglich nicht als Eigenname zu erklären [2]). Desgleichen nicht in O. II, 11 und P. V, 102, wo wir Reichtum und Freude (*πλοῦτον καὶ χάριν*) und Glück und Freude (*ὄλβον καὶ χάριν*) nebeneinandergestellt sehen [3]). Auch die Ausdrücke in O. XI, 98; P. VIII, 90; J. III, 90: *χάριν ὀρνύναι, ἀναπάσσειν, ἐπιστάζειν*, Freude erregen, ausstreuen, aufträufeln, lassen die Annahme nicht zu, daß hier über die Person der Charis etwas ausgesagt sei; denn Pindar liebt es nicht, die Namen von Persönlichkeiten metonymisch statt der Sachen zu gebrauchen, die zu ihnen in Beziehung stehen, und dann mit diesen Namen wie mit leblosen Objekten umzugehen [4]); doch sagt er — ein seltenes Beispiel dieser Art von Metonymie bei Pindar — P. V, 65: *διδόναι **Μοῖσαν*** im Sinne von „die Musenkunst ver-

[1]) O. I, 75; VIII, 8, 57; XI, 12, 18, 81; P. I, 76; II, 17, 70; XI, 12; N. VII, 75; J. VI, 17. — [2]) Der Plural *χάριτες τούτων* (viele Freude wirst du daran erleben); P. IV, 275. — [3]) In P. III, 72 heißen die Gesundheit und der Festzug zwei *χάριτες*. — [4]) Dagegen legt Pindar sehr oft leblosen Dingen menschliche Eigenschaften und Handlungen bei; deshalb darf man die Schreibung *Χάρις* in O. VI, 76; VII, 11 u. a. nicht damit rechtfertigen, daß die Charis hier ganz wie ein vernünftiges, bewußtes Wesen handle, sondern man muß sich nach anderen Kriterien umsehen; denn Pindar erlaubt sich in Übertragung von persönlichen Zuständen und Thätigkeiten auf leblose Dinge geradezu das Äußerste, wie es schwerlich ein anderer Dichter vor ihm oder nach ihm gewagt hat, und darum ist der Schein vernünftigen bewußten Handelns, welcher einem Subjekt von ihm beigelegt wird, durchaus kein Beweis dafür, daß dieses Subjekt eine Person sei, vergl. O. I, 33; II, 19; III, 6, IV, 11; V, 13; VI, 97; VII, 83, 86; VIII, 28, 55; XI, 55; XIII, 37. P. I, 2, 72; IV, 195, 219; VIII, 33; X, 8. N. I, 46; III, 6; IV, 44; V, 2; VI, 40, 50; J. III, 58; VI, 16 u. a.

leihen" (Apollo gibt die Muse, welchen er will), und wir können uns der Folgerung nicht entziehen, auch O. VII, 89 zu schreiben: *Ζεῦ πάτερ, ... δίδοι τέ οἱ αἰδοίαν Χάριν καὶ ποτ' ἀστῶν καὶ ποτὶ ξείνων*, verleih' ihm die bescheidene Charis in den Augen der Bürger und Fremden; d. h. die Gabe, durch bescheidenes Auftreten sich beliebt zu machen bei den Bürgern und bei den Fremden. Dieselbe *αἰδοία Χάρις*, bescheidene Anmut, begegnet uns O. VI, 76, wo sie über den siegreichen Wagenlenker Wohlgestalt und liebenswürdiges Aussehen wie Balsam ausgießt. Als eine Gabe des Zeus ist sie wieder P. III, 95 in *Διὸς Χάριν μεταμειψάμενοι* zu fassen und zwar bedeutet sie hier wie oben die allgemeine Wertschätzung, die auf der Tüchtigkeit und Bescheidenheit ruht; und nachdem es einmal feststeht, daß Pindar die Muse und Charis für eine vom Himmel geschenkte Gabe ansieht, werden wir auch P. XI, 58 *εὐώνυμον Χάριν, κρατίσταν*[1]) *κτεάνων* lesen und erklären: Die Charis, welche guten Ruf bringt, die köstlichste Gabe, die einem Geschlechte zufallen kann; diese Gabe des Wohlgefallens darf man nicht hochmütig verschmähen N. X, 30; man muß sie aufsuchen da, wo sie ihre vornehmste Heimstätte aufgeschlagen hat, in dem Bereich der Poesie P. X, 64; sie zeigt den Sterblichen jedes Ding in einem schöneren Lichte O. I. 30. In all' diesen Fällen nehmen wir also die Charis für eine Gottheit, welche denselben Charakter trägt, den wir früher an den Chariten nachgewiesen haben, nur daß sie in der Einzahl ein mehr allegorisches und schattenhaftes Dasein führt. Dasselbe gilt in zwei weiteren Fällen, in denen sie als die Seele des Festes, als die Wonne des Siegers, des Chores und des Volkes uns entgegen tritt, in dem Fragment des Dithyrambus nämlich, der auf dem Markt zu Athen gesungen wurde und anfängt: „Sehet an den Chor, ihr Olympier; sendet die glorreiche Charis her, ihr Götter!" und O. VII, 11, wo die lebenerfrischende Charis ihr Auge liebevoll auf dem Sieger ruhen läßt beim Klange der Saiten und Flöten. Bei der einen oder anderen zweifelhaften Stelle, die jetzt etwa noch übrig ist, wie z. B. J. V, 48,

[1]) Auch das Femininum *κρατίσταν* anstatt *κράτιστον* fällt für die Persönlichkeit der Charis ins Gewicht.

sind wir immer geneigter, die Charis für eine Person als für einen abstrakten Begriff zu erklären; durch die Werke Pindars sind ja überhaupt die Namen von Gottheiten so zahlreich verstreut, daß schon die thebanische Dichterin Korinna ihren Landsmann vor Übermaß in dieser Hinsicht gewarnt haben soll durch die Bemerkung: Man muß mit der Hand, nicht mit dem Sacke säen. Diese Eigenart Pindars, seine Gedichte durch Einführung höherer Gewalten zu beleben, soll ihm auch unverkümmert belassen werden, weil sie ihr gutes Recht für sich hat; denn „das Gewöhnliche zieht den Menschen nicht an; was unter ihm ist, vermag seine bessere Natur nicht zu fesseln; nur das Höhere übt eine süße Gewalt und je erhabener der Gegenstand ist, desto mächtiger ist der Reiz." In Erkenntnis dieser Wahrheit hat Pindar gehandelt, wenn er lieber von der Gottheit Charis singen wollte, als von den alltäglichen Begriffen: Freude, Anmut und Reiz, und zur Würdigung dieser seiner Absicht haben wir der dritten Klasse der auf die Chariten bezüglichen Stellen eine größere Ausdehnung gegeben als ihr in irgend einer Ausgabe Pindars eingeräumt wird.

VI.

Wir haben im Vorausgehenden gezeigt, wie verschiedene griechische Dichter, vorzüglich Pindar, bei ihrem poetischen Schaffen großen Wert auf die Unterstützung der Chariten legen; sie sind von der Vorstellung beherrscht, daß sie in ihrem Berufe unter Leitung und Beihilfe der Chariten arbeiten, und dieser Glaube stärkt sie zu ausdauernder Bemühung, ihren Freunden in gemütvollen, innig erfreuenden Liedern immer nur das Beste nach Form und Inhalt zu bieten. Es erübrigt uns noch, dem Beispiele vieler anderer zu folgen, welche von den Chariten nicht handeln wollten, ohne auch ihr Verhältnis zu den Musen näher zu besprechen. Da nämlich diese beiden Gruppen von Gottheiten in nächster Beziehung zur Dichtkunst stehen, so ist es notwendig, ihren beiderseitigen Wirkungskreis zu trennen und abzugrenzen; dadurch wird erst die Natur der Chariten in klares Licht gestellt werden, wenn ihr Walten auf dem Gebiete der Poesie erfaßt wird in seinem Unterschied von dem Einfluß, den die verwandten, aber doch wesentlich verschiedenen Musen auf dem gleichen Gebiete ausüben. Am geschicktesten sind zur Aufhellung dieser Frage wiederum die Oden Pindars, der nicht weniger ein eifriger Verehrer der Musen als der Chariten genannt werden darf.

Man hat den fraglichen Unterschied darin gesucht, daß man mit Berufung auf die Lieder Pindars den Musen die stille Inspiration des Dichters als Aufgabe zueignete, während die Chariten im Festjubel das Werk der Musen in würdiger Weise an die Öffentlichkeit bringen: „Die Chariten sind es, welche den Festzug mit fröhlichen Gesängen geleiten, und insofern sind sie Göttinnen der lyrischen Dichtkunst, wie sie Pindar so oft anruft . . . Nicht als wenn sie die Musen als Liederhorte beeinträchtigten, sondern

diesen ist die stille Begeisterung im Waldthal des Helikon, die göttliche Eingebung der berauschenden Quellen, kurz die eigentliche Dichtung vorbehalten, aber die laute Festfeier, den prachtvollen Chortanz ordnen die Chariten an“. [1])

Betreffs dieser Ansicht muß zugegeben werden, daß die Chariten bei der Hauptfestlichkeit, beim Komos, vorzugsweise beteiligt und mit wichtigen Aufgaben betraut sind, wie von uns in früheren Abschnitten ausführlich gezeigt worden ist; allein zu einer durchgreifenden Unterscheidung der Chariten von den Musen führt dieser Gedanke nicht. Denn die Musen sind ebensowohl wie die Chariten am Komos beteiligt und weit entfernt, in stille Einsamkeit sich zu verbergen, machen sie die rauschenden Festjubel so gut mit wie jene, es sagt Pindar z. B. N IX, 1:

Im Schwarm werden wir ziehen von Apollo weg
Aus Sikyon, ihr Musen, ins neugebaute Ätna [2]),
Wo die aufgerissenen Thorflügel von Gästen eingenommen sind,
Zum glückseligen Hause des Chromios hin.

und O X, 16:

Da schwärmet mit im Komos; ich verbürge mich ihr Musen,
Es geht zu keinem gästescheuen, ehrverlassenen Volke,
Vielmehr zu einem hochverständigen, kriegsmutigen.

und P. X, 37:

Die Muse weilt nicht ferne bei ihrem Treiben;
Überall rühren sich Jungfrauenchöre und Lyraschall und Flötenklänge.

Was vollends das Sinnen und Dichten der Musen im stillen Waldthal anlangt, so findet sich unter den circa 40 Stellen, an welchen Pindar von den Musen spricht, nur eine einzige, in der eine besondere Vorliebe jener Gottheiten für die stille Einsamkeit entfernt angedeutet ist, und auch an dieser einzigen Stelle P VI, 49 sind die Musen nicht zur Vertretung der Dichtkunst, sondern der ernsten wissenschaftlichen Studien beigezogen. Eine solche Auf-

[1]) O. Müller, Minyer p. 176. — [2]) Stadt am Fuße des Ätna.

fassung, wie sie späteren, besonders lateinischen Dichtern gewöhnlich ist, die ihre Muse einsam in der Wildnis schweifen und mit Nachdenken sich abquälen lassen, ist Pindar gänzlich fremd. Gewiß bedurfte derselbe bei Ausarbeitung seiner Lieder ebenfalls angestrengten Nachsinnens in ruhiger Zurückgezogenheit; aber es ist ein Grundgesetz der pindarischen Dichtung, diese Mühe ernster Vorbereitung zu verheimlichen und nach dem Scheine des Stegreifredens zu trachten. Darum zeigt sich Pindar in der Einleitung seiner Oden oft noch unschlüssig, was er zum Gegenstand seines Gesanges machen solle; unter den Augen der Zuhörer scheint er dann das Lied erst zu fertigen, von überall her mit gewaltigem Ansturm den Stoff zusammenraffend und oftmals vorgebend, daß ihm wider seinen Willen Gedanken und Worte sich aufdrängen, die er auszusprechen nicht wage; häufig tadelt er sich selbst, weil er vom Wege abgeirrt sei und auf Dinge gerate, mit denen er bei Göttern und Menschen Anstoß geben könne. Nicht nach reiflicher Überlegung also, sondern aus dem Drange des Herzens will Pindar reden, und überall, wo die Muse seinen Bemühungen ihren Beistand leiht, spricht er davon in Bildern, welche von Schmachten und Sehnen nach stiller Einsamkeit nichts an sich haben, vielmehr ganz dem frischen, bewegten Leben des Festes entnommen sind, in dessen Mitte der Dichter mit seinem Chore steht; besonders geläufig ist Pindar die Fiktion, daß die Muse ihn zu sich auf ihren Wagen genommen habe und mit ihm auf den Festschauplatz angefahren komme, um wie bei einem Wettrennen mit der Kraft und Schönheit ihres Gespannes zu prangen,

z. B. J VII, 62:

. . . Es stürmt dahin der Musenwagen,
Des Faustkämpfers Nikokles Andenken zu besingen.

P X, 64:

Ich freue mich der traulichen Freundschaft des Thorax,
Der nach meiner Charis verlangend
Dieses Viergespann der Musen gerüstet hat.

O IX, 86:

Findig bin ich in Worten, mit Geschick
Voranzufahren im Wagen der Musen.

Nicht selten gestaltet sich dieses Bild derart, daß es lebhaft an einen homerischen Streitwagen erinnert, auf dem neben dem Helden die Göttin steht, um seinen Geschossen die gehörige Richtung zu geben und die Gewalt, mit der sie auf das Ziel hingeschleudert werden, durch die Kraft ihrer eigenen Hand zu verstärken. So sendet der Dichter von dem dahinfliegenden Musenwagen seine Geschoße da und dorthin und sucht mit jedem Vers einen neuen, besseren Gedanken zu erjagen; die Muse weist ihm dabei das Ziel, reicht ihm die Pfeile und gibt seinen Waffen Nachdruck und Wirkung;

z. B. O IX, 5:

Also jetzt mit dem Bogen der ferntreffenden Musen
Ziele auf den feuerblitzenden Zeus
Und auf das heilige Vorgebirg von Elis
Mit solcherlei Geschossen!

oder O I, 111:

Mir verstärkt noch mit Macht
Die Muse das gewaltigste Geschoß;

oder J II, 1:

Die Helden der Vorzeit, o Thrasybul,
Die auf den Wagen der goldgekrönten Musen stiegen
Von hehrem Saitenspiel begleitet,
Erlegten flink mit ihrem Bogen süßredende Liebeslieder.

Solche und ähnliche Stellen [1]), in denen der Dichter und die Muse beim Komos ihrem Liede nachjagen wie die Jäger ihrer Beute, belehren uns hinlänglich darüber, daß wir das unterscheidende Merkmal zwischen Chariten und Musen nicht in die Liebe zu tiefsinniger Abgeschiedenheit setzen dürfen, welche letzteren zukommen soll, ersteren aber nicht. Ebensowenig darf man in der Inspiration des Dichters eine Thätigkeit sehen, welche den Musen allein eigen ist und den Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Gottheiten begründen kann. Die Chariten teilen sich auch in diese Aufgabe mit den Musen; verspricht ja Pindar N IV, 7 nur

[1]) O XIII, 89; N VI, 28; N IX, 55.

demjenigen Liede ein dauerndes Fortleben, „welches der Mund mit Vergunst der Chariten einem tiefen Gemüte entnommen hat", und im vorigen Kapitel haben wir zur Genüge gezeigt, wie die Chariten es sind, welche den Sinn des Dichters auf die anziehendsten, gemütvollsten Stoffe hinlenken; und nicht bloß in der Wahl des behandelten Themas, sondern auch in der Durchführung ist Pindar ganz von der Eingebung der Chariten abhängig. Von ihnen beherrscht, befleißigt er sich des feinsten Taktes und der größten Zartheit im Ausdruck und Vortrag seiner Gedanken; alles Rauhe und Verletzende, womit menschliche Leidenschaft oder die Härte des Schicksals vielfach die Lieblichkeit der alten Sagen getrübt haben, weist er fern von sich ab; immer wählt er seine Worte und Bilder so geschickt, daß sie die angenehmsten Vorstellungen vor die Seele des Hörers hinzaubern; die einfachsten Gedanken umkleidet er mit anmutigem Reize und verwendet ungewöhnliche Mühe auf die Ausschmückung der Rede. Zum guten Teil verdanken demnach seine Gesänge ihre liebliche Gewalt, die sie üben, der Charis, welche darin lebt und den Geist des Dichters mit warmem Gefühl für Anmut und Schönheit durchdrungen hat.

Ist aber deswegen die ganze pindarische Poesie ein Geschenk und Werk der Chariten? Dazu fehlt viel. Man würde Pindar nicht gehörig würdigen, wenn man neben der Anmut seiner Gesänge nicht auch deren markige Kraft und Hoheit zur Sprache bringen wollte, wie sie im Text und in den großartigen Rhythmen sich ausdrückt; wenn man dem Scharfsinn keine Achtung schenken würde, mit dem er seinen Stoff ordnet und einteilt. Welche Fülle von Lebenserfahrung ferner hat er in seinen Sentenzen niedergelegt, welch' überraschende Findigkeit besitzt er, unter stets neuen Gesichtspunkten dieselben Verhältnisse zu betrachten, welch' eifernde Strenge in Verteidigung des Guten und Wahren! Alle diese Vorzüge, welche die Poesie Pindars auszeichnen, sind nach seinem eigenen klar angedeuteten Dafürhalten ebenfalls eine Gabe der Gottheit, jedoch nicht auf die Chariten, sondern auf die Musen zurückzuführen. Diese stehen dem Dichter zur Seite in seinem Bestreben, Wahrheit und Weisheit zu pflegen, und jenes Jagen

und Zielen mit dem Bogen der Musen versinnbildet uns das Suchen nach eindringlichen Gedanken, in welchen Pindar dem Sieger und dem Volke die Pflichten der Ehre, Frömmigkeit und Klugheit ans Herz legen will. Darin erblickt er das erhabenste Ziel seines Berufes und unverwandten Blickes steuert er darauf hin, geleitet von den Musen, den sorglichen Hüterinnen der Wahrheit, die kein Abschweifen vom geraden Wege dulden. Sie reden durch seinen Mund und er ist ihr Prophet;
fragm. incert. 15:

Eröffne die Wahrheit, Muse; ich werde sie verkünden.

und prosod. 3:

Nimm mich auf an heiligem Orte,
Den sangesreichen Propheten der Pieriden.

Die Musen gestatten nicht, dem Sieger über das verdiente Maß hinaus Lob zu spenden;
O VI, 20:

Mit einem heiligen Eid es beschwörend bezeug' ich ihm dies Lob;
Die süßstimmigen Musen werden es erlauben.

Sie nehmen die Redlichkeit in Schutz und ihr Zeugnis gilt wie das der Wahrheit selbst;
O XI, 3:

Da ich ihm ein feines Lied schuldig war, hab' ich es vergessen;
Aber, o Muse, Du und des Zeus Tochter, die Wahrheit,
Wehret ab mit erhobener Hand
Freundkränkenden Vorwurf der Lüge!

In diesem Sorgen und Eifern für die Wahrheit sind wir nun auf einen Charakterzug der Musen gestoßen, durch welchen sie von den Chariten sich wesentlich unterscheiden. Letztere, die sonst in Begünstigung poetischen Schaffens den Musen so ähnlich sind, stehen in dieser Beziehung zu denselben in einem scharfen Gegensatz. Die Charis verhält sich gegen die Wahrheit völlig gleichgiltig, sogar abgeneigt; es kann auch gar nicht im Beruf der Anmutsgöttinnen liegen, die Wahrheit mit ihrem abschreckenden

demjenigen Liede ein dauerndes Fortleben, „welches der Mund mit Vergunst der Chariten einem tiefen Gemüte entnommen hat“, und im vorigen Kapitel haben wir zur Genüge gezeigt, wie die Chariten es sind, welche den Sinn des Dichters auf die anziehendsten, gemütvollsten Stoffe hinlenken; und nicht bloß in der Wahl des behandelten Themas, sondern auch in der Durchführung ist Pindar ganz von der Eingebung der Chariten abhängig. Von ihnen beherrscht, befleißigt er sich des feinsten Taktes und der größten Zartheit im Ausdruck und Vortrag seiner Gedanken; alles Rauhe und Verletzende, womit menschliche Leidenschaft oder die Härte des Schicksals vielfach die Lieblichkeit der alten Sagen getrübt haben, weist er fern von sich ab; immer wählt er seine Worte und Bilder so geschickt, daß sie die angenehmsten Vorstellungen vor die Seele des Hörers hinzaubern; die einfachsten Gedanken umkleidet er mit anmutigem Reize und verwendet ungewöhnliche Mühe auf die Ausschmückung der Rede. Zum guten Teil verdanken demnach seine Gesänge ihre liebliche Gewalt, die sie üben, der Charis, welche darin lebt und den Geist des Dichters mit warmem Gefühl für Anmut und Schönheit durchdrungen hat.

Ist aber deswegen die ganze pindarische Poesie ein Geschenk und Werk der Chariten? Dazu fehlt viel. Man würde Pindar nicht gehörig würdigen, wenn man neben der Anmut seiner Gesänge nicht auch deren markige Kraft und Hoheit zur Sprache bringen wollte, wie sie im Text und in den großartigen Rhythmen sich ausdrückt; wenn man dem Scharfsinn keine Achtung schenken würde, mit dem er seinen Stoff ordnet und einteilt. Welche Fülle von Lebenserfahrung ferner hat er in seinen Sentenzen niedergelegt, welch' überraschende Findigkeit besitzt er, unter stets neuen Gesichtspunkten dieselben Verhältnisse zu betrachten, welch' eifernde Strenge in Verteidigung des Guten und Wahren! Alle diese Vorzüge, welche die Poesie Pindars auszeichnen, sind nach seinem eigenen klar angedeuteten Dafürhalten ebenfalls eine Gabe der Gottheit, jedoch nicht auf die Chariten, sondern auf die Musen zurückzuführen. Diese stehen dem Dichter zur Seite in seinem Bestreben, Wahrheit und Weisheit zu pflegen, und jenes Jagen

und Zielen mit dem Bogen der Musen versinnbildet uns das Suchen nach eindringlichen Gedanken, in welchen Pindar dem Sieger und dem Volke die Pflichten der Ehre, Frömmigkeit und Klugheit ans Herz legen will. Darin erblickt er das erhabenste Ziel seines Berufes und unverwandten Blickes steuert er darauf hin, geleitet von den Musen, den sorglichen Hüterinnen der Wahrheit, die kein Abschweifen vom geraden Wege dulden. Sie reden durch seinen Mund und er ist ihr Prophet;
fragm. incert. 15:

Eröffne die Wahrheit, Muse; ich werde sie verkünden.

und prosod. 3:

Nimm mich auf an heiligem Orte,
Den sangesreichen Propheten der Pieriden.

Die Musen gestatten nicht, dem Sieger über das verdiente Maß hinaus Lob zu spenden;
O VI, 20:

Mit einem heiligen Eid es beschwörend bezeug' ich ihm dies Lob;
Die süßstimmigen Musen werden es erlauben.

Sie nehmen die Redlichkeit in Schutz und ihr Zeugnis gilt wie das der Wahrheit selbst;
O XI, 3:

Da ich ihm ein feines Lied schuldig war, hab' ich es vergessen;
Aber, o Muse, Du und des Zeus Tochter, die Wahrheit,
Wehret ab mit erhobener Hand
Freundkränkenden Vorwurf der Lüge!

In diesem Sorgen und Eifern für die Wahrheit sind wir nun auf einen Charakterzug der Musen gestoßen, durch welchen sie von den Chariten sich wesentlich unterscheiden. Letztere, die sonst in Begünstigung poetischen Schaffens den Musen so ähnlich sind, stehen in dieser Beziehung zu denselben in einem scharfen Gegensatz. Die Charis verhält sich gegen die Wahrheit völlig gleichgiltig, sogar abgeneigt; es kann auch gar nicht im Beruf der Anmutsgöttinnen liegen, die Wahrheit mit ihrem abschreckenden

Gesicht (N V, 17) besonders zu pflegen; dieselbe kann wohl von den weisheitsvollen, hochdenkenden Musen ertragen und geschätzt werden, nicht aber von der Charis. Diese befaßt sich lieber mit Fabeln und Märchen, welche sie, mit täuschendem Reize umkleidet, den Menschen als Wahrheit unterschiebt;
O I, 30:

Die Charis, die allen Zauber den Sterblichen wirkt,
Bringt zu Ehren auch Unglaubwürdiges
Und weiß es glaublich zu machen.

Darum schenkt sie ihre Gunst auch weniger gewissenhaften Dichtern; von Homer urteilt Pindar, er sei der größte Liebling der Charis gewesen, mit der Wahrheit aber habe er es am wenigsten genau genommen. Auf welche Seite Pindar getreten sei, wenn er wählen mußte zwischen gefälligem, aber unwahrem Redeschmuck und zwischen bittern, aber heilsamen Wahrheiten, das kann bei der ernsten Haltung seiner Poesie nicht zweifelhaft sein; er verwirft die Art des Homer, der seinen Lieblingshelden alle möglichen erdichteten Großthaten zuschreibt und auf diese Weise den Ruhm des schlauen Odysseus über die Ehrenhaftigkeit des Ajas erhoben hat; er spricht es wiederholt aus, nur zu recht bestehendes Lob thatsächlichen Verdienstes dürfe man von ihm erwarten und in seinen Oden hat er öffentlich an Könige und Tyrannen manches kühne Wort gerichtet; so sehr er der Charis zugethan ist und so gut er sich auf alle Mittel versteht, mit denen man die Herzen gewinnt und bezaubert, so bleibt er doch durch gewissenhafte Wahrheitsliebe, hohen sittlichen Ernst seiner Lebensgrundsätze und durch die maßvolle Haltung im Lobe seiner sieggekrönten Auftraggeber stets ein echter Zögling der Musen.

Kehren wir zurück auf den Punkt, von dem unsere Erörterung des Unterschiedes zwischen Chariten und Musen ausgegangen ist! Die Chariten werden von den griechischen Dichtern um ihren Beistand angerufen, die Musen bekanntermaßen desgleichen. Der Grund, warum auf demselben Gebiete zwei solche Gewalten ihre Macht bethätigen, ist nicht darin zu suchen, daß die Begriffe von

der Natur dieser Gottheiten unklar geblieben und verworren ineinander geflossen seien, so daß man meinte, bald den Chariten, bald den Musen etwas Einfluß auf die Poesie einräumen zu sollen; vielmehr ist in diesem doppelten Kult poetischer Schutzgottheiten die Überzeugung niedergelegt, daß man in der Dichtkunst ebensowohl der Weisheit als der Anmut huldigen müsse und nach beiden Vorzügen streben solle. Wenn diese richtige Anschauung sich zur Verehrung göttlicher Wesen ausgestaltet hat, in welchen man die leibhaftige Weisheit und Anmut erblickte, so hat dazu neben dem Geiste der griechischen Religion auch das Bewußtsein beigetragen, daß poetisches Vermögen nicht ein Erzeugnis und Werk der menschlichen Natur, überhaupt nichts auf Erden Heimisches sei, sondern einer höheren Welt entstamme. Gerade den größten Dichtern drängt sich am lebhaftesten das Gefühl ihrer Abhängigkeit von höheren Gewalten auf; immer sind sie darauf angewiesen, das Eintreten einer glücklichen Stimmung zu erwarten und harren stets dem Wehen des poetischen Geistes entgegen, der wie von oben auf sie herabkommt, unbekannt wann und auf wie lange, ohne den sie nichts vermögen, mit dem sie aber freudig schaffen und Werke hervorbringen, die ihnen selbst wie aus einer fernen schöneren Welt geschenkt erscheinen. So haben sich auch die griechischen Dichter nicht für unumschränkte Herrscher auf dem Gebiete ihrer Kunst gehalten, sondern für Diener der Gottheit, und haben das Scepter im Königreiche der Poesie an die Musen und Chariten gegeben, von denen sie für ihre Arbeit Segen und Gedeihen sich erbaten; dieser himmlische Schutz erschien ihnen so notwendig, daß Pindar an einer Stelle seiner Oden [1]) hierüber sagen konnte: „Was ohne die Gottheit zu stande gebracht ist, darf ohne Schaden verschwiegen bleiben."

[1]) O. IX, 111.

Die Charis hat, um den Inhalt unserer Schrift nochmal kurz zusammenzufassen, einen großen Einfluß auf das griechische Leben ausgeübt; daß die Blütezeit von Hellas in einer Art verklärtem Licht vor unserer Erinnerung steht, dazu trägt wesentlich der zarte Hauch der Grazie bei, welcher über alle, auch die alltäglichsten Formen des Redens und Thuns in jenem Zeitalter ausgebreitet ist und griechischer Art und Sitte von vornherein etwas Einnehmendes, ja Bestechendes verleiht. Selbst die mannigfachen Fehler, welche dem Hellenentum anhaften, übersieht man oft vor dieser lieblichen Färbung, in der es sich darstellt, ähnlich wie man über die Mängel eines Gedichtes leicht hinwegsieht, wenn es von einer schmeichelnden hellen Stimme in herzlichem Ton vorgetragen wird. Diese Erscheinung, daß in gewissen Zeitperioden ein ganzes Volk von dem Drang erfaßt wird, alle Vorgänge des Lebens bis zu den einfachsten herab durch gefällige Grazie zu adeln und nach der anmutigsten Seite hin auszugestalten, wiederholt sich noch öfter in der Geschichte; hat ja unser deutsches Volk in jenem Abschnitt des Mittelalters, wo der ritterliche Minnegesang, die höfisch feine Sitte und die zierlichen gotischen Kunstformen so glänzend sich entfalteten, eine gleiche Bewegung durchgemacht; man könnte die Frau Minne, welche damals so mächtig herrschte, geradezu als die Charis bezeichnen, die wiedererstanden auch durch die christlich-germanische Welt ihren Siegeszug halten wollte.

Solche Erfolge freilich wie auf griechischem Boden, wo sie in ihrer bildenden Einwirkung auf Dichter, Künstler und Weise die höchsten Triumphe feierte, konnte sie später nie wieder erzielen.

Doch gilt echte Grazie auch in unseren Tagen noch als ein achtungswerter Bestandteil jener vollendeten Bildung, nach welcher wir alle streben sollen, und jedes Körnchen davon, in jugendlichen Herzen angepflanzt, verspricht bei einem sonst guten und kernigen Charakter lohnende Früchte zu tragen und eine schätzbare Beigabe fürs Leben zu werden.

Bemerkung.

Damit alle vorkommenden Stellen aus Pindar gleichmäßig nach der Böckh'schen Ausgabe citiert seien, so ändere:

p. 26, Anm.	P IX, 124	in	P IX, 128
	O IX, 112		O IX, 120
	O VII, 98		O VII, 93.
p. 27, Anm.	P V, 42	in	P V, 45
	P IX, 89		P IX, 92.